Von Belgrad bis Buccari.

Eine unphilosophische Reise durch Westserbien, Bosnien, Hercegovina, Montenegro und Dalmatien

von

Hermann Wendel.



Druck und Verlag der Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H
Frankfurt am Main.


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
·LIBRARIES·
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817



Von Belgrad bis Buccari

Eine unphilosophische Reise durch Westserbien, Bosnien, Hercegovina, Montenegro und Dalmatien

von

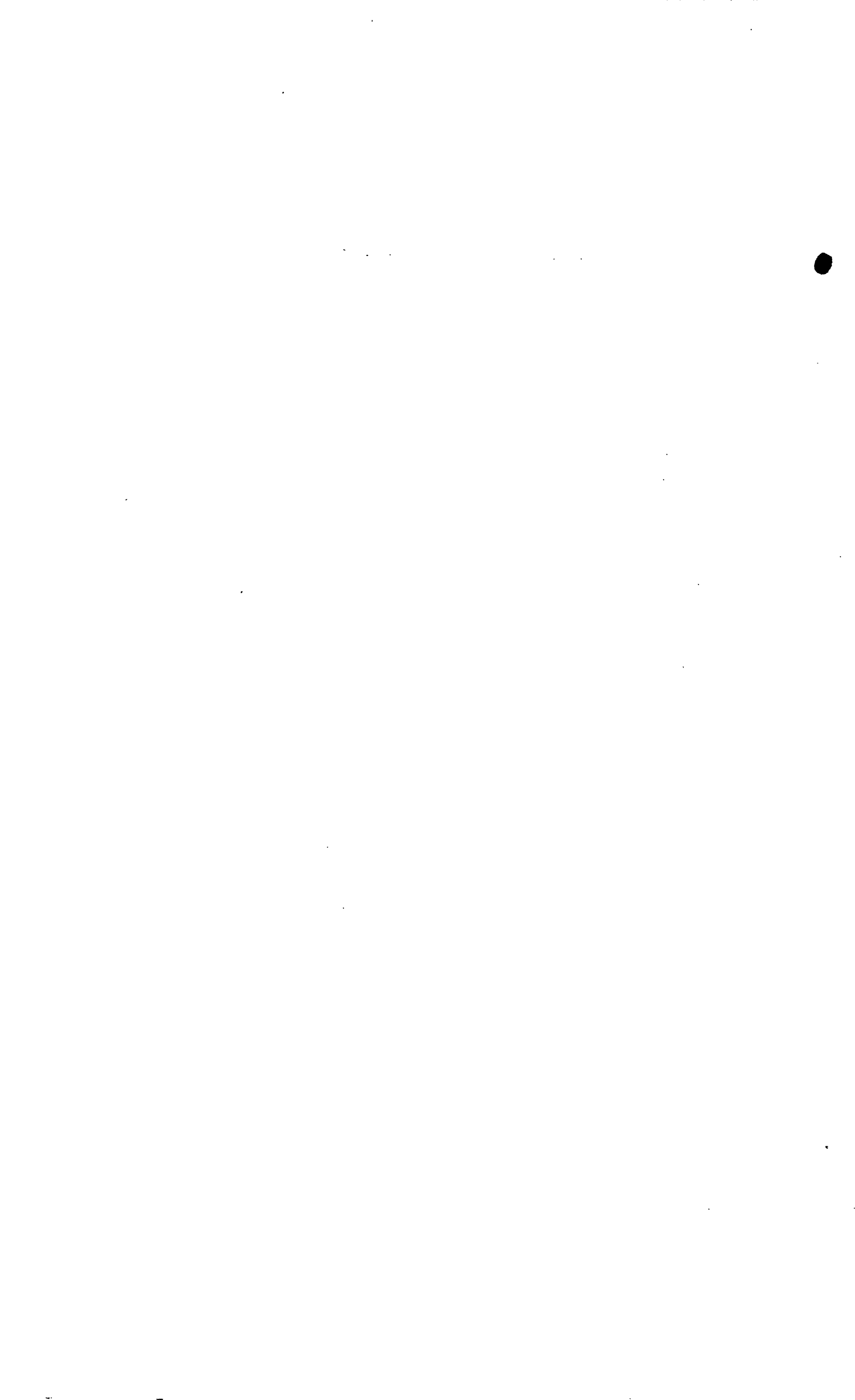
Hermann Wendel

Nicht Reisebeschreibung, sondern das Erinnern an Lebensstunden.
Alfred Kerr

Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Frankfurt am Main
Abteilung Buchverlag,
1922

Dem Tutz!

Inhaltsverzeichnis.



Geleitwort.

Wie der südslawischen Reise andrer Teil, „Von Marburg bis Monastir", ist auch dieses Werkchen subjektiv bis in alle Nebengassen des Begriffs hinein.

Allerdings war das Subjekt, in dem sich hier ein Teil des slawischen Südens spiegelt, durch Vertrautheit mit Land, Volk und Sprache nicht ganz unvorbereitet, solche Eindrücke zu empfangen.

Aber auf Vollständigkeit macht das Buch keinen Anspruch.

Es will kein Führer durch Südslawien, sondern ein Verführer zum Leben sein.

Es ist im Grunde kein Baedeker, sondern ein Bekenntnis.

Sela!

Frankfurt am Main,
nach Jahresanfang 1922.

Hermann Wendel.

Die Lautzeichen
ć, *č*, *š* und *ž* lassen sich in deutscher Aussprachebezeichnung nicht genau wiedergeben, doch sind *ć* und *č* am ehesten als tsch, *š* als hartes und *ž* als weiches sch zu sprechen.

Alle Abbildungen entstammen eigenen Aufnahmen des Verfassers.



Belgrad. Am Saveufer.



Belgrad. Schloßtor (1912).

Klimatisch war die Hauptstadt diese letzten Tage eine Vorhölle. Das Thermometer wies zweiundvierzig Grad im Schatten und zersprang in der Sonne. Abends wälzte sich ganz Belgrad, nach Kühlung schnappend, an die Flußufer, aber Schwüle brodelte auch über dem Wasser, und um die Glieder des Badenden spülten Save und Donau gleich lauem Kaffee. Nachts hüllte man schnaufend adamitische Nacktheit in nasse Laken und beneidete Casanova unter dem Bleidach des venetianischen Staatsgefängnisses.

Aber in der Nacht zu Samstag geschah das Wunder: Regenmassen rauschten in unsere unbehaglichen Träume, noch am Morgen war die Luft silbern von fallenden Tropfen, und auf dem Pflaster entzückten Tümpel und Lachen. Seitdem drückt die Augustsonne schon wieder ihr lähmendes Siegel auf alles Leben. Immerhin hängt ein Hauch, ein Nachgeschmack von Erfrischung um die Häuser und in den Gesichtern, und unbeschwert pendelt der gewohnte abendliche Korso in der *Knez Mihailova ulica* hin und her: Mastbürger, Dichter, Damen, Leutnants, Kriegsgewinnler, Backfische, Abgeordnete und ein makedonischer Dorfpope mit kühnem Gesichtsschnitt wie ein

Bandenführer, oh ein wahrer Falke! Plaudernd, genießend, schauend, lächelnd, liebäugelnd, in fremden Zügen nach Schicksal spähend schiebt sich das einander vorbei, zwischen *Terazije* und *Kalimegdan*, wo vor wenig mehr als einem Jahrhundert die Vorkämpfer der serbischen Freiheit von den Türken grausam gepfählt wurden.

Von niemandem beachtet, schwebt jäh aus einem ersten Stockwerk eine mäßig große, schwarze Fahne über den Köpfen, landesübliches Zeichen, daß ein Toter im Hause liegt. Die ganz westlich lackierten Serben, der von den Urvätern überlieferten Bräuche gerne ledig, lassen diese Sitte noch hingehen, barbarisch aber finden sie den Reis, den Kuchen, den herzhaften Schnaps, der am Seelenfest den Verstorbenen aufs Grab gestellt wird.

Doch sieh! eine zweite, eine dritte schwarze Fahne springt aus einem Fenster und entfaltet sich. Wütet eine Seuche, schleicht ein Massensterben durch Belgrad? Immer mehr schwarze Quadrate schneiden Düsterkeit in den lichten Augustabend, und jäh wissen Mastbürger, Dichter, Damen, Leutnants, Kriegsgewinnler, Backfische, Abgeordnete und der Falke von Pope Bescheid, noch ehe an der Restaurantscheibe des „*Ruski Car*“ das Extrablatt der „*Pravda*“, rasch mit Blaustift hingekritzelt, kündet: König Peter tot!

Einem Achtundsiebzigjährigen, einem längst Siechen und Morschen kam die große Erlösung; kein tragisches Schicksal läßt zusammenfahren. Aber welche Stürze und Steigungen in diesem langen Leben: die Erziehung in Paris, die Thronentsetzung und Verbannung des Vaters anno 1858, die Offiziersschule Saint Cyr, die Schlachtfelder des deutsch-französischen Kriegs, das Scharmützeln im bosnischen Aufstand von 1875 unter dem Decknamen Petar Mrkonjić, dann die Jahre des Exils in der Schweiz, die Versippung mit dem montenegrinischen Fürstenhaus, manche unterirdische Tätigkeit dazwischen, endlich 1903 der Königspurpur, dessen Saum allerdings durch das Blut des Alexander und der Draga geschleift war. Danach immer noch kein Atemholen: die Annexionskrise, der erste, der zweite Balkankrieg und die ungeheure Weltkatastrophe.

Aber was immer war, für die Berliner Witzblätter und Wiener Karikaturisten blieb der Karadjordjević als Operettenkönig Zielscheibe blöder und bösartiger Späße; kein Dutzend Menschen in Deutschland gab sich die Mühe, zu wissen, daß sich unter ihm Serbien durch zähe und planvolle Arbeit der allgemeinen Verlotterung, Erbschaft der beiden letzten Obrenović, entraffte, und daß des Herrschers verfassungsmäßige Zurückhaltung im Politischen und unbetonte Schlichtheit im Persönlichen auch die Antimonarchisten seines Landes zur Achtung zwang. Als er gar, ein mehr als siebzigjähriger gebrechlicher Greis, statt sich beizeiten zu sichern, den schauerlichen Rückzug seines Volkes durch das verschneite und vereiste albanische Hochgebirge mitmachte, ward er zum nationalen Märtyrer; eine Zufallsaufnahme, die ihn, in einen Militärmantel gehüllt, auf einfachem Ochsenkarren sitzend, inmitten der winterlichen Wüste zeigt, dieses Bild des *„Kralj Mučnik“*, des „Märtyrerkönigs“, hängt in Tausenden von Bauernhütten.

Morgen liegt auch ein Kranz der serbischen Republikaner an der Bahre in Topčider; ihr Blatt *„Republika“* sagt von dem „großen Bürger“: „Einer der guten Geister dieses Landes ist mit ihm erloschen und verstummt. Möge ihm die Erde des Landes leicht sein, das er wahrhaft geliebt, dem er hingegeben gedient hat und für dessen Wohl er in den schweren Tagen der Verbannung Krone und Leben aufs Spiel zu setzen wußte.“

Und man geht unter all den schwarzen Fahnen hin und schämt sich, als Deutscher, nicht zum ersten Mal seiner Witzblätter.

*

Eben gleiten die letzten balkanischen Häuschen der Belgrader Vorstadt vorbei; bald tönt die Hupe des Autos außerhalb der Stadt.

Die gedrungenen Büffel vor den urwüchsigen Karren schreckt der scharfe Ton nicht aus der Ruhe; sie schleppen aus den nahen Steinbrüchen Quadern herbei, denn Belgrad fiebert in Baulust; Ministerien, Banken, Akademien, Fabriken,

Parlamentsgebäude, Gymnasien, Theater, Aemter und Bibliotheken wachsen himmelan; in zwei, drei Dutzend Jahren braust hier eine Weltstadt mit einer halben Million Einwohner, einem Kranz belebter Boulevards um den Kern, einer riesigen Bahnhofshalle, einem gewaltigen Betonhafen und allem Drum und Dran.

Was soll es uns! Wieder einmal fahren wir ungebunden in den slawischen Süden mitten hinein; tute, Hupe, o tute!

Am Steuer sitzt ein freundlicher Porzellankopf, blauäugig, mit strohfarbenem Haar und roten Bäckchen, Sergij geheißen, einst Hauptmann der Kraftfahrtruppe in Wrangels Heer, jetzt Chauffeur des Belgrader Verkehrsministeriums; solche Zickzacks liebt das Leben! Neben ihm Dr. Ladislav Lajovic, ein blonder Slowenenjüngling, Bruder des bekannten Laibacher Tonkünstlers; manchmal schaut er beweglich nach links und sieht enttäuscht eine reizlose Niederung, Graswuchs, das Erdreich oft von Schweinerüsseln aufgewühlt, aber manchmal dreht er den Kopf auch nach rechts, sieht die Save breit und selbstbewußt dahinziehen und erinnert sich dann wohl, wie ungeberdig und jung sie an seinem Vaterhaus in Litija vorbei in die Welt stürmt. Endlich an meiner Seite Milan Konstantinović, laut Visitenkarte „*Attaché au Ministère des Affaires Étrangères*“, zubenannt der Falke, dem Leser meiner Fahrt von Marburg bis Monastir so wohlvertraut wie Hadschi Halef Omar dem Karl May-Schwärmer.

Den Nacken zurückgelehnt, schlürft man halbgeschlossenen Blicks das Kommende und läßt das eben Vergangene noch einmal auf der Zunge zergehen; das eintönige Surren des Motors hilft im Hirn das Gedränge der letzten vierzehn Tage entwirren; jeder Ruck, wenn auf der ausgefahrenen Landstraße der Wagen durch ein Loch springt, ruft filmhaft ein neues Bild herauf.

Erst die gemächliche Donaureise von Wien bis Belgrad, die Nerven glattstreichend; ewig durch die gleiche Uferlandschaft, Flachland mit Baumbestand und Buschwerk, Sandstreifen, fischende oder Versammlung haltende Reiher, verankerte Wassermühlen weit im Strom; ein paar Städte, das belebte tschechoslowakische Preßburg, später das ungarische Gran mit

seiner fernhin protzenden römischen Basilika, ein unwahrscheinlich farbensatter Sonnenuntergang; im abendlichen Glanz Budapest, lockende Zigeunermusik aus den Hotels Ritz und Hungaria, die Donau dunkel und bosporushaft um Bug und Kiel gurgelnd; das stahlgraue Erwachen des Tags, Baja und Mohać im Baranjazipfel; wieder am Abend die sanften Hügel um Neusatz, schlanke englische Monitore am Kai, dann im Dämmern die Karlowitzer Rebengelände, Nacht, Sterne und endlich die Lichter von Semlin.

Folgend die Tage in Belgrad. Das Wiedersehen mit den Gefährten, das Halli und Hallo der nicht trockenen Nächte, ein Abend mit expressionistischen Lampions in den Parkbäumen bei dem Gesandten der Deutschen Republik, Dr. v. Keller, die wort- und weinreiche Verbrüderung mit Čiča Ilija, Serbiens bekanntestem Mimen, in der Schenke „*Tri Šešira*", die Mitternacht im „*Ruski Car*" da Pera Taletov bei flackernder Azetylenbeleuchtung die Lichter seiner Zerrissenheit spielen ließ; der Besuch bei Pašić, dem Alten vom Berge, gebeizt in lauter Schlauheit, die Unterredung mit Svetozar Pribičević, dem Feinde seiner Feinde, das Geplauder mit Finanzminister Kumanudi in demselben Gebäude, in dem einst sein Vorgänger Laza Paču während des ersten Balkankrieges dem Besucher nachrief: „Seien Sie gut gegen Serbien!"; weiter die Aussprache mit den längst vertrauten Führern des serbischen Sozialismus, Dragiša Lapčević und Dr. Živko Topalović, die Zufallsbegegnung mit Bela Linder, ungarischem Kriegsminister unter Karolyi, Bürgermeister von Pečuh oder Fünfkirchen, eben als leitender Kopf der Eintagsrepublik Baranja viel genannt, schließlich die halbe Stunde mit Vladan Jovanović in der *Siminska ulica 25* — wie rauschten die Fittiche der Geschichte in dem mit Büchern vollgepfropften, kleinen Zimmer: schon in den fünfziger Jahren Mitgründer der liberalen Partei in Serbien, 1858 Sekretär der berühmten Sveti-Andrija-Skupština, 1864 Bannerträger der Omladinabewegung, auch Herausgeber serbischer Emigrantenblätter in Genf, innerhalb des Jugendbundes Verfechter des romantischen Nationalismus gegen den sozialen Realismus Svetozar Markovićs,

Schreiber von Büchern und Flugschriften, Staatsgefangener dazwischen, dann Minister, Honorarprofessor, Staatsrat, ja, und jetzt ist er an die Neunzig!

„Ostružnica!" Des Falken Handbewegung und Zuruf scheucht aus sinnender Betrachtung auf; ein paar Häuser, ein paar Zäune bleiben zurück, ein Dorf, durch die Historie aus dem belanglosen Dasein so kleiner serbischer Orte herausgehoben. Ostružnica — hierher berief Karadjordj, der schwarze Georg, im April 1804 die Vormänner des Volkes zur ersten Skupština und ließ über Verjagung der Türken beraten und beschließen.

Viel elender war damals die Straße kaum. Ihr Unterbau ist durch endlose Kolonnen während der Kriegszeit zerrüttet; Regensee folgt auf Regensee; immer wieder wischen wir gelbe Lehmspritzer aus dem Gesicht; das seitwärts angebundene Gepäck steckt wie ein Krebs in einem dicken, harten Schmutzpanzer. Auf der Save schaufelt sich ein großer Raddampfer langsam stromaufwärts; lange Flöße treiben gen Belgrad hinunter; drüben ödet das syrmische Flachland. Ziegen- und Hammelherden zerstieben in panischem Schrecken vor dem Auto. Büffelkarren, hoch mit Heu beladen, Büffelkarren, hoch mit Strickwerk beladen, Büffelkarren, hoch mit Faßdauben beladen, Büffelkarren jeder Art ziehen schwerfällig ihres Wegs, ihre Führer im Halbschlaf nebenher; die langgehörnten breitstirnigen Tiere setzen schier eigensinnig Huf vor Huf, machen ihre vier Kilometer die Stunde, nicht mehr und nicht weniger, marschieren mit nie endender Geduld so Tag um Tag. Eine Bäurin in Opanken, eine Stange über der Schulter, daran Hühner an den zusammengebundenen Füßen aufgehängt, lugt neugierig; geflochtene Heckenzäune, saubere Häuschen; das war das Dorf Ukma.

In der Sonne leuchtend, grüßt der Kirchturm von Obrenovac schon weither; eine Eisenbrücke verbindet die nahen Ufer der halb versiegten Kolubara. Es tut uns leid, wir stören den Frieden dieses kleinen, geruhsamen, glücklich verschlafenen Landstädtchens ganz gründlich. Wie eine Rakete fahren wir mit fauchender Maschine und eiligen Blicken in das maßvolle

Treiben der einzigen langgestreckten Geschäftsstraße. Bäume sind vor niederen Häusern aufgereiht; mitten auf dem Giebel einer ebenerdigen Apotheke prangt — mit Fes! — der gravitätische Gipskopf des Besitzers oder seines Vorfahren; die Menschen und die Hunde haben es nicht eilig; bunte Tücher, Ackergerät, Wurst- und Fleischwaren in den Budiken laufen nicht weg, und da es ein heißer Tag zu werden verspricht, sitzen einige Gescheite vorbeugend und bei Zeiten, um neun Uhr früh, vor hellem Wein.



Obrenovac. Hauptstraße.

Wie eine Zwillingsschwester der Kolubara fließt, Hand in Hand mit ihr, die Tamnava in die Save; das ganze Land ringsherum heißt Tamnava. Ueppig atmet die fette, fruchtbare Erde in der schweren Sonnenglut; fast sinnlich spürt man das Reifen des Maises in den Feldern rechts und links der Straße; zwischen den sich golden färbenden Kolben sind anderthalb, zwei Meter hoch die Stengel der Sonnenblume aufgepflanzt.

Die Save lassen wir Save sein; wir halten jetzt die Richtung Südsüdwest.



Schenke am Wege.

Gar manches Mal lockt ein einsames Wirtshaus am Wege — o ihr serbischen Bauernschenken mit weißgetünchten Wänden, mit grellbunten Bildern, ähnlich den *Images d' Épinal:* Schlacht von Kosovo, Car Dušan der Mächtige, Mahlzeit vor Kosovo, Verbrennung des Sveti Sava, Schenken mit harten Holzbänken und rohen Tischen, von anheimelnder Kühle im Sommer, von zutraulichen Fliegenschwärmen belebt!

Zuweilen halten die Büffelkarren aus anderem Grunde; da sperrt eine ganze Reihe die Straße; am Vorderrad des dritten und letzten basteln alle Fuhrleute herum. Beflissen springt Lajovic vom Bock; er will uns eine Gasse bahnen und sucht das vorderste Büffelgespann sacht ein wenig, oh! eine Handbreit nur zur Seite zu führen.

Dr. Lajovic und die Nationalökonomie — alle Achtung! Dr. Lajovic und das Versicherungswesen — Hut ab! Doch mit serbischen Büffeln ist das so eine Sache. Er bringt sie wohl — hüh hott! — in Gang, aber nicht wieder — brrr! — zum Halten. Einmal im Zug, ziehen sie den Wagen gleich stumpfsinnig am Wegrand die Böschung hinunter und bleiben dort, dumm glotzend, stehen. Mit immerhin bedeutend geistvollerem Gesichtsausdruck schwingt Lajovic sich auf den Bock zurück.

Der Karren im Graben ist kaum vierzig Zentimeter tiefer als der Weg, aber er birgt schwere Last; zwei andere Büffelpaare müssen heran, ihn wieder auf die Fahrstraße zu bringen. Ueber diese Sachlage sofort im Klaren, springt mit grimmem Blick und langen Beinen der Fuhrwerksbesitzer herbei, eine geschliffene Axt im Arm, den Schuldigen zu erschlagen. Gut, dann begraben wir Lajovic, stecken ein notdürftiges Kreuz auf seinen Hügel und rollen weiter; wir müssen nach Valjevo; über Gräber vorwärts!

Aber ohne Mordabsicht gibt der hagere Bauer nur einige allgemeine und besondere Betrachtungen zu dem Fall von sich, die allerdings recht freimütig und ohne Gottes- und Menschenfurcht. Er sei schon bis aufs Hemd ausgeplündert, aber die letzten zwanzig Dinar hänge er daran, es in die Zeitung zu setzen, wie die Stadtfräck, die saudummen, den armen Landmann um Arbeitszeit und Geld bestehlen; nein, ein Blatt nimmt er durchaus nicht vor den Mund, und es ist schon eine kleine, wirkungsvolle Programmrede für die Agrarpartei des Bruder Avramović, was wir zu hören bekommen.

Und der Mann hat Recht. Also ehren wir seinen Schmerz durch Schweigen und kurbeln wieder an.

*

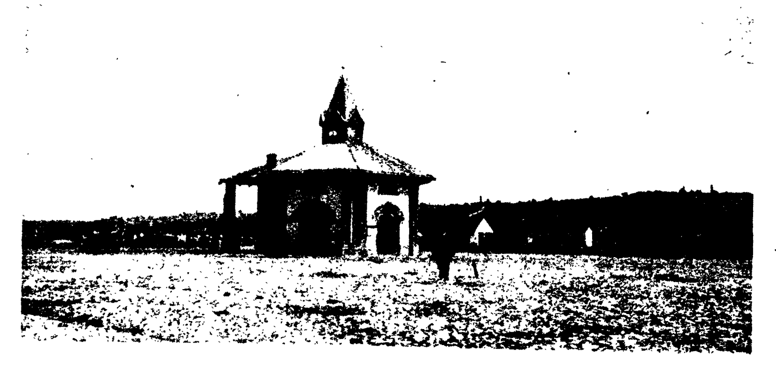
Im Honoratiorenzimmer des Gasthofs fährt sogleich ein schmausender Gast auf und offenbart sich feurig dem Falken. Als *Komita*, als Bandenkämpfer in Mazedonien, den Patronengurt kreuzweis über die Brust, ist er dem Falken im Gedächtnis; jetzt kämpft er dort, in der Gegend von Štip, als Schullehrer gegen das Analphabetentum. Zur Zeit hat er Ferien, aber bald sind sie herum; er schüttelt bedauernd die schwarze Mähne.

Denn Makedonien nach Valjevo — armer Kerl! Zwar verblüfft die neue Hauptstraße durch Langeweile. Kreisamt, Gericht, Post, Sparkasse, alles glatt und geleckt wie aus einem Baukasten hingestellt, die kleinen, kahlen, gelb gestrichenen Wohnhäuser neben und zwischen den Amtsgebäuden an einer Schnur aufgereihte Bauklötze. So wirkte, tödlich ernüchternd, Niš beim ersten Anblick vor zehn Jahren!

Der große, gepflasterte Marktplatz, mit steinernem Pavillon inmitten, gähnt jetzo, um die zweite Mittagsstunde, in Leere und Verlassenheit. Nur abseits, vor dem stattlichen Gymnasium, bieten Bäurinnen Trauben, Pfirsische und Aepfel feil; für wenige Para war all das in diesem gesegneten Landstrich vor dem Krieg zu haben.

Von der Fassade des Gymnasiums schaut die Büste Ljubomir Nenadovićs herab. Hier herum kam der Dichter zur Welt und ließ auch später die letzten Jahrzehnte eines langen, fruchtbaren Lebens in der Ruhe von Valjevo ausklingen. Einst

gehörte er zu der ersten serbischen Studentengeneration, die, voll Heißhunger nach Wissen, in den deutschen Bildungskreis hineinschäumte; im Vormärz saß er in Heidelberger, Berliner und Greifswalder Hörsälen. Dazwischen wanderte er mit offenen Augen durch die deutschen Lande und warf Gesehenes und Erlebtes frisch und anschaulich aufs Papier. Auch für uns Heutige steht manches Nachdenkliche in diesen Schilderungen. So geriet er einmal zu Neunkirchen bei Stettin in einen Dorfkrug, eine verfallene, verschlampte Hütte, Strohdach ohne Schornstein, alles schmutzig, übel von vorn und hinten, zwei Räume nur, einer für die Wirtsleute, der andere für die Gäste,



Valjevo. Marktplatz.

auch als Uebernachtungsstätte. Und nun sagt Nenadović, die Deutschen möchten lieber, statt über die Zurückgebliebenheit des slawischen Volkes zu spotten, zuschauen, wie ihre Armen auf dem Lande leben. „Sie sehen im fremden Auge den Splitter und im eignen den Balken nicht. Wenn sie in Serbien reisen und nur einmal keine Suppe erhalten, erheben sie Lärm bis zum Himmel und posaunen durch die Zeitungen in alle Welt, daß dieses Land nichts tauge und noch wild sei, und selten fragt sich jemand, was für Menschen, was für Elend und Armut es unter dem Volke gibt, in dem er geboren wurde."

Gleich um die Ecke herum erinnert in einem Vorgarten nahe der Straße ein großes ungefüges Holzkreuz an den Groß-

vater des Dichters; Aleksa Nenadović und Ilija Birčanin wurden als gefährliche Notable von den Türken grausam geschlachtet. Aber auch den Namen des Vaters kündet die Geschichte; der Erzpriester Matija Nenadović war in Kampf und Unterhandlung einer der Führer des großen Freiheitskrieges zwischen 1804 und 1813; auf den Bergen rings ließ er die Feuer aufflammen, Zeichen für die serbische Raja, gegen die Blut- und Gewaltherrschaft der Dahijen aufzustehn.

Jenseits der Brücke verläuft das gewachsene, das alte Valjevo; behagliche Gassen, unregelmäßige Häuschen, grünumrankt und mit Vorgärten, Kramläden wie einst, Zinnkessel und Kupferpfannen glitzern in der Sonne; ein Schneider legt uns die ärmellosen, kurzen, westenähnlichen Jäckchen der Bauerntracht vor, erdbraun in der Grundfarbe, mit schwarzen Litzen, *Gajtan,* reich besetzt, sechshundert, sieben-, neunhundert Dinar das Stück; dicke Bauern müssen die Käufer sein.

In solch verlorenem Provinzstädtchen sollte man einmal auf Wochen, auf Monate untertauchen, ohne Adresse zu hinterlassen, ganz dem Reiz der Verschollenheit und dem anderen Rhythmus des Lebens hingegeben: sich an Markttagen mit den Landleuten anfreunden, mit dem Gemeindearzt beim *Šlivovica* über die österreichische Besetzung plaudern, abends vor einer *Kavana* zur Zigeunermusik den Kopf hin- und herwiegen, auf Dörfern dem Kolotanz zuschauen und dem Gesang der Mädchen lauschen:

Oj devojko iz Valjeva,
iz Valjeva,
iz Valjeva,
Odkud tebi ta košulja,
ta košulja,
ta košulja?,

täglich in dem kühlen Gebirgswasser des Gradac Schwimmstöße machen und hinauflaufen auf die bewaldeten und bebuschten Hänge um die Stadt, Laubhaine und ganze große Pflaumenwälder, weite grüne Herrlichkeit unter hohem blauem Himmel.

Von hier in das verbrannte, öde, böse Makedonien — armer Kerl!

*

Gleich hinter Valjevo drängt die Straße stürmisch hinan; Serpentinen erleichtern dem Wagen das Klimmen; Užice liegt erklecklich in den Bergen.

Die Höhen rings sind freundlich durch Eichen und Buchen, die bald licht verstreut, bald zu Waldstücken zusammengefaßt stehn; Schlehdorn und Brombeeren wuchern am Weg. Manchmal begegnet uns eine reisende Bauernfamilie, fern von der Eisenbahn wie in der Urväter Zeiten, die Frau im Reitsitz auf dem Gaul, ein Kleines im Arm, der Mann sonnengebräunt auf rüstigen Opanken nebenher. Hirten, auf einer Alm Rindvieh weidend, nähern sich zutraulich bei einem Halt; sie starren und staunen maßlos: Heute noch nach Užice?!



Bauernfamilie auf Reisen.

Zwischen den kahlen Bretterwänden einer einsamen *Kavana* kocht eine Alte, freundlich einherschlurrend, Kaffee; einstweilen kommt ein ganz leichter *Šlivovica* auf den Bohlentisch. Eingeladen, gurgelt der einzige Gast, ein langer, junger Bauer, ihn wollüstig herunter. Dann hält er mit seiner Meinung nicht hinter dem Berge. Ihm kann keiner etwas vormachen. Er bläkt die schokoladefarbenen Zähne.

„In Deutschland habe ich es in der Gefangenschaft besser gehabt als hier in der Freiheit."

Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen, von uns in die Erörterung geworfen, schiebt er verächtlich beiseite. A bah! die Pfaffen schöpfen nur das Fett ab! Den Falken bringt die Elendsschilderung in Hitze, die beiden funkeln sich an, aber der Dörfler ist kaum ganz im Unrecht.

Blättert einmal in der Statistik des Bundes serbischer landwirtschaftlicher Genossenschaften! Von der gesamten ländlichen Bevölkerung in vierzehn Kreisen hat ein Drittel überhaupt keinen Grundbesitz, über die Hälfte nicht genügend Ackerland zur Ernährung, ein Drittel gar kein Vieh, ein weiteres Drittel kein Zugvieh, nicht viel mehr als ein Viertel weiß ein zureichendes Dach über seinem Haupt, und von je dreien bekommt einer Fleisch fast nur an hohen Feiertagen auf den Teller; zu lachen hat der serbische Bauer nichts.

Serpentinen gleiten wir abwärts, dann abermals aufwärts. Hämmel und Ziegen reißen aus; eine Büffelkuh trottet eigensinnig, zu Sergijs Verzweiflung, minutenlang stetig vor dem Wagen her.

Herbe Gebirgsluft schlürft gierig die Lunge; Leben hurra! Waldiges Bergland ringsum, ineinander gleitende Kessel, Halden und Hänge, Lajo, an die slowenische Heimat gemahnt, schreit: „Krain! Steiermark!" Einmal will die Natur von Makedonien einen Begriff geben: ein Stück Gebirgszug starrt kahl und kalt; einmal ist eine bewaldete Bergnase mit himbeerfarbenem Licht begossen.

Große, saubere Gehöfte, von grauen Schindelzäunen umhegt, von kläffenden Kötern bewacht, mehren sich am Wege. Der Bezirksflecken Kosjerić ist in Abendfrieden versunken; der Lehrer lustwandelt mit der Lehrerin in der langen Straße; der Polizeischreiber sitzt, des Amtes Sorgen ledig, am Holztisch vor der Schenke; im Hintergrund einer Bäckerei flackert Feuer. Gedrehte Köpfe, fragende Blicke: Was für ein Auto?

Unbekümmert klettert der Wagen in Schlangenwindungen mit scharfen Kehren hoch, hoch, hoch hinauf — fünfundzwanzig Spiralen haben wir oben auf dem Kamm des Crnokos gezählt. Jetzt dreht euch um und unterdrückt die Laute des Entzückens! Der Mond schimmert vag am blassen Himmel, ganz unten leuchtet das Silber des gewundenen Skrapešflusses, und der Riesenkessel von nahen und fernen Gebirgswänden füllt sich langsam mit dem leichten, blauen Rauch der Dämmerung.

Da es wieder abwärts geht, fallen dichter und dunkler die Schatten. Kaum tastet das Licht der Autolaternen den Straßenrand, die ragenden Stämme ab, und in nicht vermuteten Kurven

schleudert der Wagen herum. Eine Fahrt ins Ungewisse, denn keiner von uns weiß den Weg. Nur Steine, Stämme, Wald, gleitende Bewegung.

Endlich wimmeln Schatten um das Herdfeuer einer vereinzelten *Mehana*, eines Gasthofs am Schnittpunkt mehrerer Straßen; Auskunft wird, weit ist es nicht mehr. Schon rollen wir auf der Sohle des Kessels, in dem die Stadt liegt. Hunde fahren abseits des Weges jaulend auf, verschlafene Kutscher schnellen vom Sitz ihres Gefährts zu den ängstlich werdenden Büffeln.

Dann: Užice! Užice!! Stolz, in eine blendendweiße Flut elektrischen Lichts getaucht, halten wir auf dem weitläufigen Marktplatz.

*

Im Hotel zuckt man bedauernd die Achseln: *Nema sobe, nema!* Nix Zimmer, nix! Unsere telegraphische Bestellung säumt unterwegs irgendwo. So schlafen wir fest, tief und vertrauensvoll bei guten Leuten.

Um die erste Frühdämmerung weckt dumpfer Druck am Kopf. In Schlaftrunkenheit tastet die Hand. Hellwach stehe ich im nächsten Atemzug an der anderen Zimmerwand; die Finger haben in Warmes, Felliges gegriffen.

Rund, schwarz und behäbig liegt eine große Katze auf dem Kopfkissen!

Die Empfindungen hetzen sich. Erst: Ei verflucht! Dann: Wie hätte Baudelaire seine Freude gehabt!, endlich: Ich lege sie dem sanft schlummernden Lajo ins Bett! Schließlich packe ich sie doch am Genick und schwinge sie sacht zum Fenster hinaus.

Als mit ewig neuem Zauber Morgensonnenlicht um die niedrigen Häuser und kleinen Dächer spielt, säubern wir uns im Freien zwischen Hof und Garten; an einem Apfelbaum hängt der Rasierspiegel. Dann stellt die gute Alte, Gastgeberin und Katzentante, *Slatko*, das Willkommsüße, auf den Tisch und Kaffee.

Užice. Djetinjabrücke.

Durch die Stadt fließt die Djetinja; zum Frühstück brummelt uns die Muhme eine Sage her, Ursprung des Flußnamens. In der Zeit verzweifelter Kämpfe gegen die Türken war es, da zwang der Despot Djordje Branković die Frauen von Užice, rücksichtslos auch die schwangeren, zum Frondienst, zum Mauerbau. Ob der Anstrengung gebaren die Schwangeren vor der Zeit tote Kinder; sie warfen sie verzweifelt in das vorüberfließende Wasser und fluchten Irene, der Gattin des Despoten, fürchterlich. *Djete* das Kind; daher Djetinja. In der Tat, unter dem letzten bedeutenden Herrscher des mittelalterlichen Serbien pfiff ein scharfer Wind; Kriegslast und Steuerdruck beugte die Nacken, und gerade die Griechin Irene kommt auch in anderen Volksüberlieferungen schlecht weg.

Den schmalen, flachen, mit Buschwerk lieblich gesäumten Lauf der Djetinja schlendert man später hinauf, an zwei Brücken vorüber, Steinbögen nach Venetianer Art, noch aus der ersten Türkenzeit. Ein Gendarm gibt das Geleite zum Bad, Kinder eilen auf ihn zu und küssen ihm die Hand wie in Bayern dem Kaplan — oho!

Eine Viertelstunde vor der Stadt steht die elektrische Zentrale, von Siemens und Halske vor zweiundzwanzig Jahren aufgerichtet. Gegenüber bröckeln auf steilem Kalkfels die Reste der türkischen Burg, Mittelalter und zwanzigstes Jahrhundert Gesicht zu Gesicht gekehrt.

In der Mitte aber zwischen beidem bildet die Djetinja mit grasgrünem, eiskaltem Wasser ein geräumiges Becken, wonnesam darin zu plätschern. Ein Wasserfall in einem Felsspalt, natürliche Dusche, dröhnt mit Keulenschlägen auf Rücken und Brust.

*

Hadži Kalfa, türkischer Geograph des siebzehnten Jahrhunderts, vermerkt: „Die Stadt Užice, die sich in einem ovalen Tale befindet, ähnelt sehr Mekka"; darum spricht Leopold von Ranke in seinem klassischen Werke „Die serbische Revolution" von „jenem serbischen Mekka Uschize",

In den Tagen Hadži Kalfas ist Užice eine ansehnliche und belebte Stadt, auf einem Rang mit Belgrad und Priština: vierunddreißig Moscheen, zwei Bäder, zwei große Karawanserajs. Der Handel blüht; in den Kaufmannsherbergen drängen sich Griechen, Araber und Perser. Auch das Handwerk macht sich und bietet in über hundert Krambuden der *Čaršija,* des Bazars, seine Erzeugnisse feil; namentlich die Häuteverarbeitung genießt eines besonderen Rufs. Die serbische Raja freilich greift in dieser Zeit gern zum Wanderstab und entzieht sich dem Türkendruck; die Zurückbleibenden verlieren sich fast ganz unter der osmanischen Herrenrasse.

Aber Užice bleibt auch fürder Knotenpunkt des Ein- und Ausfuhrhandels mit dem Küstenland über Bosnien. Von hier schleppen Tragtierkarawanen Weizen, Schnaps, Talg, Wachs, Honig, Fett, Käse und Häute die alte Römerstraße über Rogatica, Foča und Trebinje nach Ragusa oder über Višegrad und Romanija gen Sarajevo, auch Schlachtvieh wird diesen Weg in Herden entlanggetrieben, und zurück kommt, wieder in Saumtierlasten, Kaffee, Salz, Reis, Zucker, Fische, Paprika, Gewebe und allerhand Kleinigkeiten.

So geht es jahraus, jahrein, Jahrzehnt um Jahrzehnt, von einem Jahrhundert ins andere. Anno 1829 reitet Otto v. Pirch, „Premier-Lieutenant im königlich preußischen Ersten Garde-Regiment", hier durch, besonnener und gerechter im Urteil über Südslawisches als spätere preußische Gardeleutnants; sein Herz ist bei den Unterdrückten, den Aufstrebenden, den Serben und gegen die Türken. Užice rühmt er als die größte und volkreichste Stadt Serbiens nächst Belgrad und als Hauptverbindungsort des serbischen mit dem bosnischen Handel; er findet es vornehmlich von wohlhäbigen Kaufleuten bewohnt. Ein junger Lehrer, aus dem Banat stammend, erregt durch seine fränkische Tracht einige Aufregung; so vertürkt ist damals alles.

Doch am Himmel des slawischen Südens schrumpft die Halbmondsichel immer mehr ein; Serbien wird frei. In Užice fühlen sich die Türken noch, denn es gehört zu den vier Festungen, die sie weiter besetzt halten. 1867 hört auch das auf; sie ziehen mit Sack und Pack ab, die Festungswerke werden gesprengt und zerstört. Graubärte und Weißköpfe in Užice er-

innern sich noch der goldenen Zeit danach; die Serben brauchen sich nur ins gemachte Bett zu legen, Geld fällt wie Regen, der Wohlstand stachelt ein Leben aus dem Vollen; die *Slava,* das Fest des Hauspatrons, dauert zehn Tage, Hochzeit wird einen halben Monat lang ununterbrochen gefeiert, unter Speis und Trank brechen die Tische, Nächte hindurch tanzt man Kolo.

Eines Morgens aber krallt sich der habsburgische Adler in Bosnien fest. Sofort wird *Commercium* und *Connubium* von drüben her abgeschnürt; die alte Handelsstraße verödet, die Handwerke verfallen, zur Not halten sich Sattler und Opankenmacher noch. Zu allem Unglück liegt Užice, bis 1912 ohne Bahnverbindung, auch den Mittelpunkten Serbiens fern. Es wird eine abgelegene, matte Kleinstadt; die zwanzigtausend Einwohner von einst sind in die Winde zerstreut; heute hat es kaum mehr als fünftausend.

Erst im zwanzigsten Jahrhundert geht es wieder ein wenig aufwärts. Eine Tuchfabrik siedelt sich an und zählt vor dem Weltkrieg zweihundert Arbeiter; auch ein Sägewerk holt sich seine motorische Kraft aus der Elektrizitätszentrale an der Djetinja.

Vor allem aber produziert diese Schulstadt, deren Gymnasium bis ins Jahr 1839 zurückgreift und mitsamt dem angeschlossenen Pädagogium über neunhundert Schüler beherbergt, Köpfe, feine Köpfe, politische Köpfe, Užicer Köpfe. Der Erzpriester Milan Djurić, bis zu seinem Tode ein hochragender Streiter der radikalen Partei, Ljuba Stojanović, ehemals Führer der Jungradikalen, als solcher Ministerpräsident, jetzt unter den Republikanern vornean, Krsta Cicvarić, der eigenwüchsigste Zeitungsschreiber der Serben, so etwas wie der Harden Belgrads, Sektionschef Milivoj Savić, eigentlicher Leiter der südslawischen Handelspolitik, sie alle sind Užicer, und zu Zeiten erscheint im Geistigen Belgrad fast wie eine Vorstadt Užices.

Und der serbische Sozialismus — was wäre er ohne Užice! Eine ganze Plejade seiner Allerbesten entstammt dieser Stadt: Dragiša Lapčević, Živko Topalović, Nedeljko Košanin, auch Dimitrije Tucović, in dessen großes glühendes Herz bei Lazarevac

eine dumme österreichische Kugel schlug, auch Dušan Popović, trotz seiner Jugend der beste Journalist des Balkans landauf und landab, der sich im Londoner Exil still und bescheiden zum Sterben hinlegte, der eine wie der andere nicht vergessen, stets betrauert und den Freunden weiterlebend.

*

Preobraženje ist heute, das Fest von Christi Verklärung. Die kokett weiße Kirche, von dunklen Tannen umrahmt, blüht durch Kerzenschimmer und Gesang geheimnisvoll auf; drinnen stoßen sich Schultern und Ellbogen, und draußen drängt das andächtige Volk, schlägt Kreuze und ist ein Blutkreislauf mit denen drinnen.



Užice. Hauptplatz am Feiertag.

Auf dem feiertäglichen Hauptplatz finden sich vor einer Schenke für uns Tische und Stühle und Freunde. Zum Nichtstun sind wir durchaus entschlossen; wir wollen uns sacht von den Wellen des Festtagstreibens umspülen lassen. Jener Leutnant v. Pirch rühmt das Wasser Užices als das gesündeste in Serbien, aber auch du, bernsteingelbe *Klekovača,* aus Wacholderbeeren köstlich gebrannt, mild und bekömmlich, auch du sei mir am Morgen *Preobraženje* vor allen serbischen Schnäpsen gegrüßt! Und schnitzele, Lajo, von der *Pršuta*

schmackhafte Späne ab, einem steinharten Rauchfleisch, aber mit dem Namen Užice verknüpft wie auch der Wacholderbranntwein! Und laßt uns in den blauen Sommermorgen groß hineinschauen!



Užice. Kirche.

Kirchenschluß ist, und über den Platz tröpfelt, quillt, strömt es von munterem Bauernvolk im prächtigen Festtagsstaat. Schneeweiße Hemden fallen, sauber gefältet, über schneeweiße Hosen, und die Litzen der kurzen, ärmellosen, dunklen Westen müßt ihr betrachten! Auf den eigenwilligen Schädel ist — o Augustglut! — die Lammfellmütze, die *Šubara* gepreßt, der selbstgeflochtene Strohhut schattet in die Stirn, verwegen balanziert die *Šajkača,* die Militärkappe, ähnlich dem französischen *bonnet de police,* auf straffem Haar. Und seht den Dreikäsehoch, wie er, das Hemd fast bis auf die Füße, den Strohhut über die Ohren, sich bewundernd neben den Vätern herstapft! Und rüstige Bäurinnen schreiten in geschnäbelten Opanken wacker und kürassierhaft aus, junge Dirnen halten ein Sträußchen *Bosiljak,* des fast sakralen Basilienkrauts, auch eine Aster, eine Georgine zärtlich in der Hand; von ihren Kopftüchern leuchtet es gelb, hellgelb, goldgelb, dunkelgelb, auch braun, auch schwarz, in der Morgensonne. Büffelkarren, mit Heu bepackt, knarren über den Platz, die *Medenica* am Halse der Zugtiere, in einer größeren eine kleine Bronzeglocke, läutet mit wehmütigem Klingklang.

Stämmig, zäh, mit den ausgreifenden Schritten der Gebirgsbewohner dem Tag entgegen — ein besonderer Schlag des südslawischen Menschen beginnt hier, der *Era;* Branko Radičević hat in bekannten Versen seiner gedacht:

Ao Ero, tvrda vero,
Ko je tebe jošte ter'o?

Sappermentskerl *Era,* treu und fest,
der von keinem sich verdrängen läßt.

Wohl nicht ganz so leichtfüßig wie der Ebenenbewohner ist dieser Hochländer; zwischen seinen kargen Felsen hat er's oft sauer und trägt kein Lot Fett am Leibe, aber Ausdauer hat er gelernt; der Züchtung eines starken Ich war die abgeschlossene Lebensweise günstig. Oft hat er Geist und Herzenstakt; Bildungshunger und Wissenstrieb wühlt in ihm als Leidenschaft; ja, fast gerissen ist der *Era,* hartnäckig auf seinen Vorteil bedacht, dabei Eulenspiegeleien zugeneigt; was erzählt man sich nicht alles für lustige Geschichtchen von den Užicern!

Der *Era* — da sitzen mehrere Muster um unseren Tisch, aus einem Dorf des Kreises, Bauern, aber Sozialisten, nicht in die Enge ihres Kaffs eingekapselt, sondern einer über Erdteile greifenden Bewegung verbunden. Der eine gehört zur Vetternschaft von Dimitrije Tucović, heißt Radomir Tucović; eine Erquickung gleich einem Trunk frischen Quellwassers, in dieses helle, offene, von Intelligenz leuchtende Gesicht zu blicken!

Auch er war drei Jahre in Deutschland gefangen und rühmt das Land der Ordnung, der Reinlichkeit, des Ineinandergreifens; sie alle haben dort gelernt; die aus deutscher Gefangenschaft heimgekehrten Bauern sind im Wirtschaftlichen, auf dem Acker wie daheim, den andern um ein paar Nasenlängen voraus.

Aber immer wieder finden unsere Worte zu dem armen Dimitrije zurück; zu reiche Hoffnung ward mit ihm verscharrt; Ehre ihm, *Slava mu!*

Herzhaftes Händeschütteln beim Abschied, und wir versprechen unsern Freunden beim nächsten Hiersein einen Besuch unter ihrem Dach. Radovan schärft uns noch ein: Gostilje ist nicht weit, keineswegs, nur fünf Stunden Fußmarsch.

*

Nach der Hauptmahlzeit rollen wir aus Užice heraus. Die Gassen werden lichter, die Menschen spärlicher, die Häuser seltener; durch die Hupe erschreckt, dreht sich ein Gaul mit der Bäurin drauf im Kreis, ein paar Gärten noch, dann läuft zwischen Berghängen, Matten und Waldstücken die Straße leer vor uns her.

Vier satte und heitre Menschen fahren dahin, aber, ungesehen, unsichtbar sitzt unter ihnen die Tücke des Objekts. Sie lauscht ihrem munteren Gespräch und lauert und wartet. Als wir eine Serpentinenstraße zu steigen beginnen, huscht das Gespenst herab und rührt mit dem blassen Finger an den Lebensnerv des Wagens. Ein leiser metallischer Knack! Das Auto hakt sich am Fleck fest, wir stehen verdattert herum, Sergij hockt an den Rädern. Die Diagnose ist hoffnungslos: *Osovina je zlomljena!* Achsenbruch! Aus! Ade, schöne Hoffnung, heute in Višegrad zu schlafen, morgen den Ruf zum Mittagsgebet von Sarajevos Minarets zu vernehmen! Die Tücke des Objekts reibt die Hände, grinst, schüttelt sich.

Am Fuß der Steigung rieselt ein dünner Quell; serbische Landstürmer, serbische Bauern, um den Wert eines Trunkes Wasser wissend, haben ihn anno 1915 liebevoll eingefaßt und die Nummer des Bataillons und der Kompagnie auf ein Brettchen gebrannt. Vier satte und philosophisch gestimmte Menschen lagern sich dort ins grüne Gras; der Weise holt sein Tagebuch hervor und überfliegt die letzte Eintragung: „Am 19. August 1921, 12^{45} Uhr nachmittags, in Užice, Kreis Užice, Königreich SHS: Wir sind durchaus frisch und kregel!" Der Weise nickt nachdenklich und schreibt darunter: „Hochmut kommt vor dem Fall!"

Dann nehmen wir, Sergij und Auto zurücklassend, die lumpigen neun Kilometer bis Užice unter die Sohlen. Das Wandern ist des Autlers Lust, das Wandern! Bauern, einzeln, in Trupps, streben uns vorüber heimwärts; die reitende Bäurin von eben trabt vorbei, der Gaul blinzelt unsagbar höhnisch. An einem Trinkbrunnen gesellt sich uns etwas Wandervogel-

haftes, dunkles Khakihemd, Wickelgamaschen und Burenhut; Gymnasiast aus Čuprija drüben im Moravatal, auf Heimkehr von einer Ferienfahrt zum Ohm. Gern schließt er sich an; er hat den gleichen Weg.

Junges Blut, hält er erst in jungfräulicher Sprödheit zurück, taut im Schreiten auf, plaudert über Technik und Dichtung und dies und das. Aus seiner Hinneigung zu Deutschem macht er schließlich kein Hehl. Früher gab's am serbischen Gymnasium Deutsch schon in der ersten Klasse als Pflichtfach, jetzt muß von der zweiten Klasse ab Französisch gelernt werden. In der fünften Klasse steht die Entscheidung für Deutsch oder Englisch frei. Aber die meisten Schüler wählen Deutsch.

Eine dargebotene Zigarette entrüstet ihn schier; er meidet das Gift des Tabakkrauts und des Rebstocks. Mit Stolz bekennt er sich als Vorsitzenden eines Nüchternheitsverbandes am Gymnasium zu Čuprija, dem von sechshundert Schülern hundertzweiundsechzig zugeschworen sind.

Die südslawische Intelligenz war bis nun dem Wein und nicht dem Wasser hold. Jetzt gedeiht auch hier ein neues, straffes Geschlecht — und trotz manchem Trennenden: Glück zu!

Als Stunden später, von melancholischem Abendrot überstrahlt, das Auto hinter zwei kräftigen Büffeln auf den Hauptplatz geschlichen kommt, spielen wir die Unbeteiligten. Wir sitzen längst zu behaglichem Schwatz unter lauter Užicer Honoratioren, einem Advokaten, einem Gymnasialdirektor, einem Abgeordneten, einem Amtsrichter; der Mond geht wohlwollend wie über einer deutschen Kleinstadt auf, Mädchen schwenken untergefaßt kichernd auf und ab, ein Kandidat der Medizin hebt von verklungenen Heidelberger Semestern zu schwärmen an.

Gegen Mitternacht gehen wir geruhig wie Užicer Bürger mit langen fahrigen Schatten durch den Mondschein über das holprige Pflaster zu unserem Quartier mit dem Apfelbaum zwischen Hof und Garten und der schwarzen Katze auf dem Kopfkissen.

*

Ein rollender Punkt sind wir in einer Gebirgslandschaft mit mächtigen Flächen und weiter Sicht. Immer ist die Welt, ob wir steigen, in gleicher Höhe dahinfegen oder abwärts rutschen, nach unserer Straße zu abgeschrägt; die fernen Alpendörfer, die dunklen Nadelwälder marschieren alle auf uns zu; wir sind ewig in der Mitte.

Zuweilen rufen *Spomenici,* Denksteine am Straßenrand, in unsere Fröhlichkeit hinein: Gedenkt des Todes! Gedenkt der Toten! Der große Krieg hat kein Volk so unbarmherzig gelichtet wie die Serben; jeder vierte mußte dahin. Aber die wenigsten liegen in der Heimaterde; in den Schluchten Albaniens, auf der Todesinsel Korfu, auf dem Malariafriedhof von Salonik modern sie; in französischen Lazaretten, in deutschen Gefangenenlagern sind sie gestorben; bis nach Nordafrika müßte der Vater des Sohnes, der Bruder des Bruders Grabhügel suchen gehen. Drum lassen die Bauern durch einen ländlichen Steinmetz Name und Regiment und Todesort des in der Ferne hingerafften Blutsverwandten in einen Stein meißeln, die Buchstabenhöhlungen hübsch mit Grün und Gelb und Blau ausfüllen und stellen diesen *Spomenik* an die Straße, gern in die Nähe einer Quelle, wo der Wanderer rastet und die Inschrift entziffert. Neben den Steinen stehen hohe schlanke Holzmarterln, ein Dreieck auf einer Stange oder ein Andreaskreuz, auf den Armen wie Lichter auf einem Weihnachtsbaum noch einmal kleine Kreuze; vorläufige *Spomenici* harren sie des Ersatzes durch einen Stein.

Zuweilen sind auf einer Wiese abseits Bauern dem Dreschen hingegeben. Sie haben nicht etwa eine Tenne, und vom Takt der Flegel hört man nichts; nur zwei Gäule werden im Kreis rundum getrieben und treten mit den Hufen die Körner aus den Aehren. Später worfelt man das Getreide: wirft es mit großen Schaufeln bei leichtem Wind in die Luft, damit Staub und Spreu, alles Unreine davongeweht wird und nur das Korn schwer zu Boden fällt. Was gibt es nicht für erstaunlich sinnvolle Dreschmaschinen in der weiten Welt! Dampfkraft oder Elektrizität packt die Garben, schiebt sie im Hui in den Dreschraum, trommelt die Körner heraus, reinigt und sortiert sie, schüttet sie in Säcke, bindet die Säcke zu; der Mensch braucht



Zwischen Užice und Kremna. Spomenici.

nur auf einen Hebel zu drücken und den fertigen Sack auf den Markt zu bringen. Aber nein! hier läßt man Pferde herumlaufen und die Körner austreten, wie vor einem, vor zwei, vor drei Jahrtausenden, vor unmeßbaren Zeiträumen vielleicht!

Just an der Straße gelegen, zieht das Einkehrhaus von Kremna die Fuhrleute und Reisenden zu sich hinein. Die andern Häuser klettern in zerstreuter Ordnung wie Ziegen, mit Zäunen um jedes Besitztum, den Berghang hinan. Man sieht sich um und tritt da und dort ein. Unterwegs fiel man auf armselige Bretterbuden mit Strohdächern, Löcher in den Wänden, kaum groß genug, den Kopf hindurchzustecken, Herbergen äußerster Armut und bittersten Elends. Hier aber ist ein steinerner Unterbau fest gegründet; hinter dicken Mauern birgt der Keller seine Köstlichkeiten in ansehnlichen Fässern. Auch eine *Mešina* hängt da, bitte, nichts Welterschütterndes. Ziehe einem Kalb oder einer Geis die Haut ab, nähe sie gut zu, dichte die Nähte noch mit Pech, und du hast eine *Mešina,* ein altehrwürdiges Gefäß für Flüssiges wie in Homers Tagen. Eine Treppe hinauf, über einen verandaähnlichen Holzvorbau, und man steht in dem aus Balken gefügten Oberstock unter steilem, weit ausladendem Holzdach. Durch Kühle und Sauberkeit nistet auch in den kleinen Wohngemächern hier oben Behagen; Pflaumenbäume, Apfelbäume drängen ihre Zweige zutraulich an die Scheiben der winzigen Fenster.

Trotzdem wissen von Kremna in Deutschland kaum die Geographen; in Serbien kennt jeder Hosenmatz den Flecken. Sein Prophet hat diesem Gebirgsdorf Ruf und Ruhm weithin verschafft. In der Einsamkeit der im Winter tief verschneiten Berge weht manch mystischer Hauch durch die Köpfe; Spökenkieker, Leute mit dem zweiten Gesicht, sind im Hochland nicht selten. Aber der Bauer Mateja ist ein besonderer Fall.

Am 28. Mai 1868, auf offenem Marktplatz von Užice, schlug er jählings, aus heiler Haut, mit Händen und Füßen um sich und schrie: „Zu Hilfe, ihr Männer, zu Hilfe! Der Fürst wird ermordet!" Mit Fragen bestürmt, schilderte er einen blutigen Vorgang bis ins kleinste; die Polizei, herbeistürzend, schleppte den Unheilsraben ins Gefängnis. Am folgenden Tag aber war

Zwischen Užice und Kremna. Man drischt.

die Kunde von des Fürsten Mihailo gewaltsamem Tod in Užice; Stunde und Ausführung der Tat klangen mit der Erzählung Matejas zusammen. Erst sah man ihn als einen der Mitverschwörer scheel an. Schließlich ward seine Unschuld doch aller Welt klar, er wurde der Freiheit zurückgegeben, aber in Belgrader Amtsstuben auf seine Hellsehergabe geprüft. Er prophezeite denn auch so nebenbei die Ausdehnung und die Verwandlung Serbiens in ein Königreich, den frühen Tod König Milans und den noch früheren, schrecklichen seines Sohnes Alexander; wenigstens waren Matejas Sätze späterhin so deutbar.

Des weiteren verkündete er, und die Schreiber schrieben eifrig nieder: „Nach Erlöschen dieser Kerze wird eine andere Familie über Serbien herrschen, die nicht langlebiger ist. Ein neuer Kampf und Blutvergießen wird ausbrechen und fremde Feindesmacht wird Serbien unterjochen und feindlich wie nie vorher das Land bedrücken. Und es werden so schreckliche und unglückliche Zeiten für das serbische Volk anheben, daß die Lebenden, so sie an den Gräbern ihrer Vorfahren vorüberkommen, stehenbleiben und tränenüberströmt seufzen: Oeffnet euch, Gräber, daß auch wir Lebenden uns hineinlegen! Wohl euch, daß ihr gestorben seid, denn wenigstens braucht ihr mit euren Augen nicht unsere Mühen, Sorgen und Kümmernisse zu schauen! Aber wenn das serbische Volk gut Leid und Klage trägt, wenn es all das erduldet, was Christus am Kreuz erduldet hat, dann wird aus der Mitte des Volkes, aus armem Hause und einfacher serbischer Familie, ein Mann erstehen, der sein Volk erheben, gegen den Feind führen und alle Serben befreien und zu einem großen Volk einen wird, wie bis dahin noch keines war. Und dann wird für das serbische Volk ein so friedliches und glückliches Leben beginnen, desgleichen man sich nicht erinnert, derart, daß diesmal die Lebenden, glücklich, daß sie leben, wenn sie an den Gräbern ihrer Vorfahren vorbeikommen, fröhlich ausrufen: Steht auf, ihr Toten, daß wir unser Glück mit euch teilen!"

So weit ist's aktenmäßig, und als die österreichische und bulgarische Okkupation mit harter Hand auf Serbien lag und

das Land bis auf das letzte Weizenkorn aussog, gedachte Jung und Alt der Prophezeiung von Kremna; die geweissagte Zeit des Schreckens und Unglücks war da! Aber auch die Hoffnung entzündete ihr Lichtchen an der Vorhersage; Wendung des Schicksals war angekündigt und kam! Heute, nach der Befreiung und Einigung des gesamten Südslawenvolks, schwört Mann und Weib und Kind auf den Bauern und Propheten Mateja.

Mancher freilich fragt zweifelnd nach dem Helden aus einfachem Hause, dem Besieger des Feindes und Befreier des



Zwischen Užice und Kremna. Armeleutshaus.

Volks, und empfängt zur Antwort verwunderten Hinweis auf den *Vojvoda,* das ist: Marschall Mišić, 1918 Oberkommandierenden des serbischen Heeres; wie fast alle Würdenträger und Machthaber dieses demokratischen Bauernlandes ging er aus einfach dörflichem Hause hervor.

Erinnerung an ihn aus den Belgrader Tagen des Jahres 1919 steigt auf; ein freundlicher Soldat, saß er am Schreibtisch seines Zimmers im Oberkommando, und man tauschte Höflichkeiten aus; später kam noch der Prinzregent-Thronfolger

Alexander dazu. In Belgrad hungerte damals ein kleines Häuflein versehentlich zurückgebliebener, in ihrer Verlassenheit verzweifelter deutscher Kriegsgefangener nach der Heimat. Gebeten ließ sich der *Vojvoda* sofort ihre Rückbeförderung angelegen sein.

Schon damals schien er müde und beschwert; jetzt schläft auch er schon auf dem Belgrader Friedhof. Die Franzosen legten einen Kranz aus echtem, schwerem Dukatengold auf seinen Sarg, aber ein grüner Kranz aus Buchenblättern, von einer Milica oder Ruža oder Ljubica aus dem nächsten Dorf einfach gewunden — welcher Lebende, glücklich, daß er lebt, gäbe ihn für jenen kostbaren Grabschmuck her!

*

In immer wilderes Felsgeklüft reißt uns das wackere Gemeindeauto der Stadt Užice; Sergij mit seinem maroden Wagen ist schon mit der Bahn unterwegs nach Belgrad.

In entschlossenen Kurven stürzen von links und rechts Nadelwaldungen bis an die Fahrstraße herab; hier wachsen die Bäume in den Himmel; die Tannen-, Fichten- und Föhrenmasten recken sich dreißig, jawohl! fünfunddreißig Meter hoch in die Luft, an der Wurzel vielfach durch Sägen angenagt, die quicke Burschen mit rotem Fes und roter Leibbinde hin- und herziehen.

Auch Häuschen der Ingenieure und Baracken der Arbeiter am Bau der Bahnstrecke Užice-Vardište tragen einen Zug von Geschäftigkeit in die Landschaft. Die Schienenspur, verheißungsvoller Anfang, läuft schon hier und dort. Viel ist gar nicht zu bauen, so einige fünfzig Kilometer nur, und das serbische ist an das bosnische Bahnnetz angeschlossen. Weit über tausend Arbeiter wühlen und schaufeln und schanzen, es soll ihnen nicht zum Besten gehn, und Belgrader Zeitungen knurren ab und zu über den matten Fortschritt der Strecke. Aber in der Widerspenstigkeit des Geländes, das mit Hacke und Dynamit Schritt für Schritt erobert sein will, liegt viel Entschuldigung.

Dicht vor Vardište zog sich die Grenze zwischen Serbien und dem österreichisch-ungarischen Reichsland Bosnien hin, blöder noch als Grenzen sonst, denn hüben wie drüben spannt sich der gleiche Himmel über dem gleichen Bergland und dem



Vor Vardište.

gleichen Volk mit derselben Sprache und denselben Sitten. Die serbischen Wachthäuschen oben auf dem Hang stehen jetzt verlassen, keine willkürliche Linie bannt den Fuß, kein Finanzer späht nach deinen Taschen. Aber alle Vergangenheit ist nicht weggewischt; auf dem Bahnhof Vardište klingen deutsche Laute zwanglos auf, und der Vorsteher unterhält, wie auch die ehemals k. und k. Offiziere im Südslawenheer, durch Hosenschnitt und Käppiform illegitime Beziehungen zur Wiener Feschheit.

*

Wir fahren auf der Schmalspurbahn, ri-ra-rutsch!

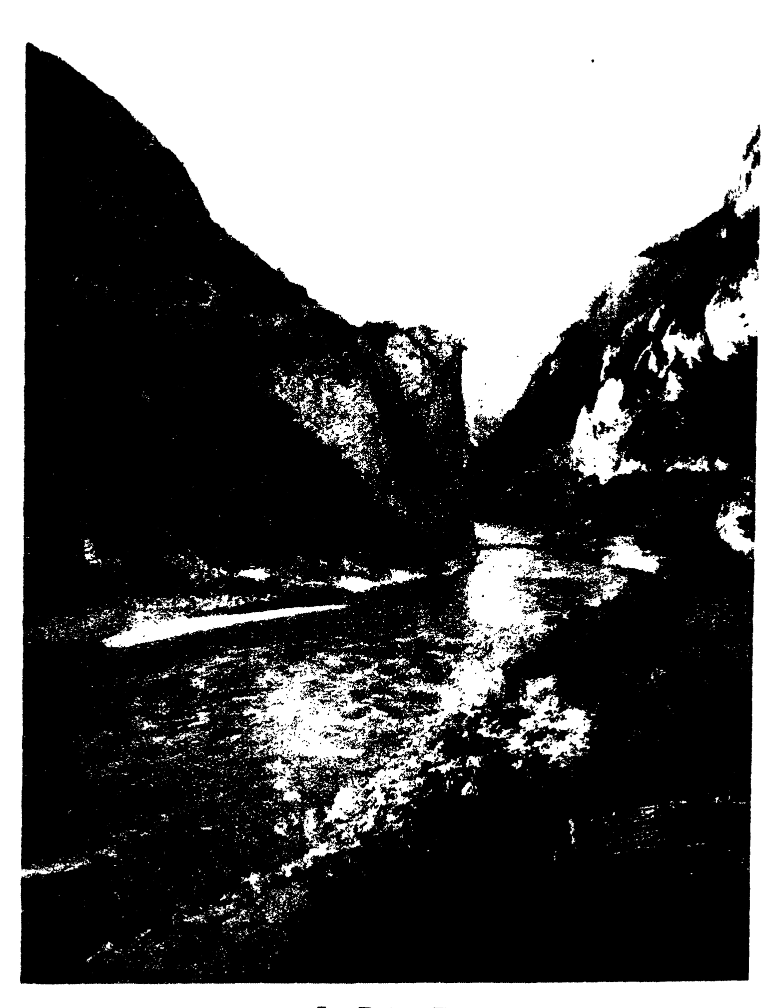
Neun Zehntel aller bosnischen Bahnen haben schmale Spur; es war billiger so und lag wohl auch mehr im militärischen Interesse.

Aber dieses Zügle leistet etwas; es traut sich sofort in ein Gewirr phantastischer Felsmassen hinein. Uebereinander und ineinander sind sie geschichtet; kalte Bergwässer fressen seit Jahrtausenden vergeblich an ihrem Sockel; Nadelholz und Laubbäume klammern sich schwindelnd hoch oben ans Gestein; an verwegenen Gipfeln kleben Raubnester aus der Türkenzeit. Manchmal eine Ausbuchtung, ein kleines grünes Tal; dann steht, wie ein Brunnen mit Kuppel, ein *Turbe,* das Grabdenkmal eines muselmanischen Heiligen, zwischen Maisfeldern und Baumgruppen.

Die ersten verschleierten Frauen, die ersten Turbantücher, das erste Minaret: mit Višegrad öffnet sich eine der Pforten zur großen islamischen Welt.

Auf den Feldern rings hat die Glut dieser letzten Wochen den Mais versengt; ein Wässerchen unbekannten Namens stürzt sich, Kühlung heischend, in die Drina, die mit dem Schienenpaar gleich zu gleich läuft; erst haben wir sie zur Rechten, später zur Linken, ein giftgrünes, vitriolfarbenes Gewässer mit Gischt und Wirbeln. Dahinter schießen Felsentürme auf, Wolkenkratzer aus gigantischem Fels, brustbeklemmende Fetzen einer Traumlandschaft.

Mećeća heißt diese Station; neue Ankömmlinge drängen sich mit Sack und Pack in den Wagen; der Zug von Uvac hat sie hergebracht. In ihren Augen, in ihren Gesichtern glaubt man



Im Drina-Tal.

Verstörtheit und Schrecken zu lesen. Aber töricht arbeitet so die Einbildungskraft, weil man weiß, daß sie aus der Gegend von Priboj und Plevlje und Prijepolje kommen und man den Sandžak als die „Interessensphäre" Hussein Boškovićs kennt. Hussein Bošković — nenne den Namen, und die Köpfe fahren auf, und in den Blicken leuchtet ein Wiederschein des großen sozialen Kampfes zwischen den mohammedanischen Grundherren und ihren zumeist christlichen Pachtbauern. Seit Jahrhunderten reitet der Beg und Aga auf dem Nacken des Kmeten; seit Jahrhunderten war das Christenvolk stumme, leidende, geduckte Raja. Aber seit die rot-blau-weiße Fahne, das Banner der Bauernbefreiung, die Standarte der Agrarrevolution, über Bosnien weht, bricht nicht selten aufgespeicherter Haß der Unterdrückten gegen die Herren von eben los, und die Herren, auch sie geben nicht klein bei; auf beiden Seiten fallen Späne.

Hussein Bošković war solch ein mohammedanischer Grundherr, ein Aga; die Erzählung läuft, daß er im Zorn einen Kmeten erschlug, der ihm den Pachtzins weigerte. Dann ging er „in die Berge" und hatte bald eine Bande aus lauter Moslems um sich geschart; mit ihr führt er den Kleinkrieg gegen die Serben, sucht serbische Dörfer heim, brennt serbische Dörfer nieder, schlägt serbische Bauern tot — nur die Frauen schont seine Wut.

Die Regierung hat einen hohen Preis auf seinen Kopf ausgesetzt; Gendarmerie und Militär mit Gebirgsartillerie ist gegen ihn aufgeboten, aber, eingekreist, umstellt, den Umständen nach verloren, verflüchtigt sich Hussein Bošković wie Rauch und Nebel; jeder Mohammedaner gilt als sein Freund und Helfer, jedes islamische Dorf als sein Zufluchtsort und Versteck. Blick die Felskolosse hier in die Höhe und du begreifst die Aussichtslosigkeit dieser Menschenjagd! Steilste abenteuerliche Wände; man reckt den Hals; wie für die Ewigkeit gegossen liegt das alles da. Aber der Mensch hat sich auch durch diese steinerne Ungeheuerlichkeit durchgebohrt, Schienen gelegt, Dampfwagen daraufgesetzt, Männer mit Trillerpfeifen angestellt und Fahrpläne aufgehängt — da gab's gar keine Widerrede! Hochachtung vor dem Menschen!

Durch tausend Tunnels wird der Zug bis Sarajevo gerissen, hundert sind es sicher. In jedem füllt der höllische Schwefeldampf der bosnischen Kohle das Abteil und hinterläßt lauter spitze Angelhaken in den Lungen. Das Fenster geschlossen, und man schnappt vor Hitze wie ein Karpfen auf dem Trockenen. Das Fenster geöffnet, und man erstickt im Schwefeldunst. Gasmasken müßten auf den Stationen feilgeboten werden; mit einer Gasmaske vor Mund und Nase sollte man jupheidiheida! durch die bosnischen Tunnels sausen.

Die Drina hat uns verlassen; ein kleiner Gebirgsbach braust jetzt neben der Strecke gischtend zwischen gewaltigen Blöcken dahin; heißt er nicht Prača?

Allgemach mildert sich die äußerste Schroffheit der Berge, die Felswände geben zurückweichend Wiesen Raum, schwarze Waldflächen sind scharf in den Abend geschnitten. Auch der stumpfsinnig durchs Fenster glotzende Reisende erhält Anschauungsunterricht: mehr als zur Hälfte mit Forst bestanden, ist Bosnien nach Finland das waldreichste Gebiet des Erdteils.

Vor Müdheit, Hitze und Schwefelbetäubung versinkt man in leichten Dämmerzustand. Hält der Zug mit einem Ruck und torkelt man benommen ans Fenster, so herrscht draußen Karnevalstreiben; im ungewissen Schimmer der kleinen Station huschen rote Fese und weibliche Dominos mit dunklen Gesichtsmasken an der Wagenreihe entlang, und auf einer regelrechten Fastnachtstrompete tutututet der Zugführer.

Dann: Aaah!!!

Funkelnde Lichter sind über eine große Stadt in tiefem Kessel verstreut, ein steiler Fels, wie für eine Festung geschaffen, ragt über weitem Dächergewirr, im Mondschein flimmern viele Moscheen und Minarets.

*

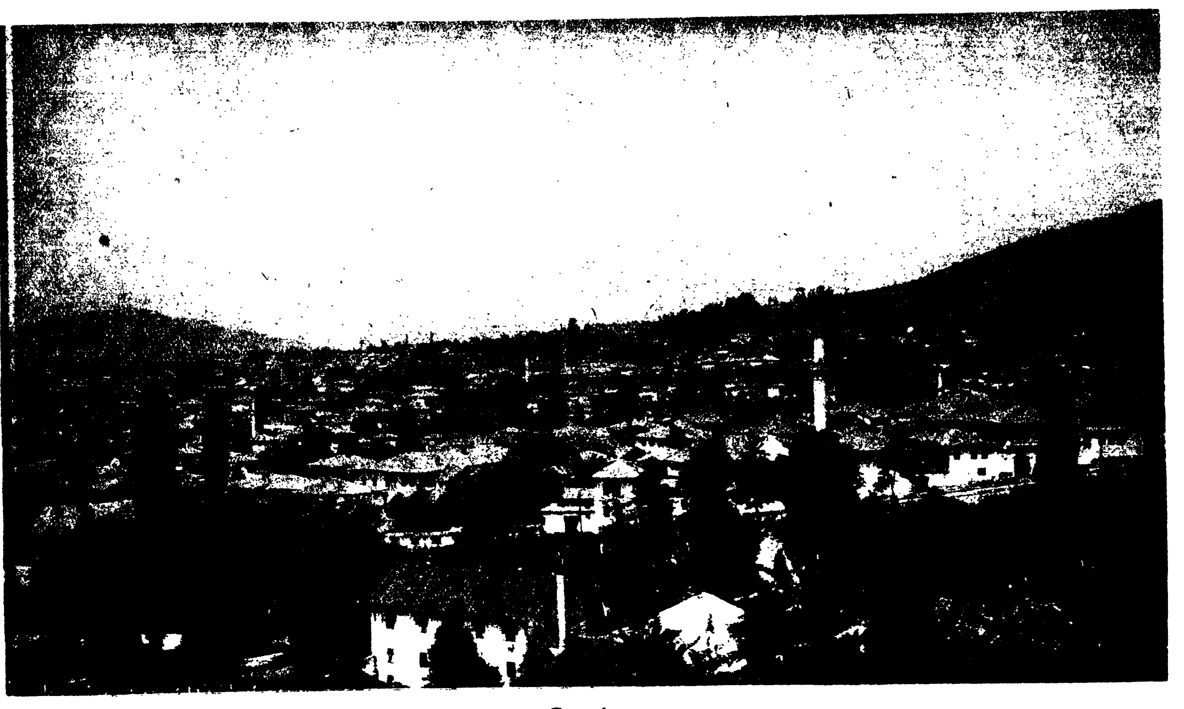
Sarajevo ist der Untergang des Morgenlandes. Im Treppenflur des Landesmuseums hängt eine große Photographie von 1878, Jahr des Einrückens der Oesterreicher. Bosna-Saraj, wie es damals nicht nur im Munde der Moslems hieß, war eine große Stadt mit ansehnlichen Gebäuden, Kasernen und Konaks, aber

rein türkisch, in den tiefsten Orient gebettet. Reisende aus unseren Breitegraden wagten sich nach Sarajevo wie nach Smyrna, Damaskus oder Eski-Schehir. Europa dämmerte irgendwo weit drüben gen Sonnenuntergang.

Den Franken, den Oesterreichern lag vielleicht gar nichts daran, das Morgenland zurückzudrängen. Sie stützten sich ja, weil es so am kommodesten war, auf die islamische Herrenschicht der Begs, hätschelten die Moslems auf Schritt und Tritt, bauten ihnen hier eine Moschee und dort eine Moschee, und das neue pompöse Rathaus von Sarajevo gehört mit seinem strengen maurischen Stil innen und außen geradewegs nach Marokko. Aber die westliche Zivilisation ist fressende Säure; vor ihr löst sich alles Romantische, Mittelalterliche und Orientalische in Nichts auf. Heute geht man durch wohlgepflasterte Straßen mit hohen Häusern und geleckten Ladenscheiben und am Kai der Miljačka mit wuchtigen Amtsgebäuden entlang wie durch Agram oder Laibach, wie durch Wien oder Budapest. Nur die verhüllten Frauen wandeln als Gespenster einer versinkenden Zeit über den europäerhaften Hintergrund dieser Stadt.

Und in ein paar enge Gassen der *Čaršija*, des auch immer mehr einschrumpfenden Bazars hat sich der Orient geflüchtet. In schmalen Schragen wachen geruhsam würdige Handelsleute über ihre Warenbestände; Halva lockt und die anderen unvermeidlichen Süßigkeiten des Morgenlandes; ein Fesbügler wartet geduldig hinter seinen kupfernen Formen auf zerknautschte Kopfbedeckungen. Zwei, drei Stände nebeneinander bieten Lederwaren feil, grobe Opanken und zierliche für einen feinen Frauenfuß, geschmückte Taschen und Täschchen und Geldbeutel; alte Hadžis, mit eisgrauem Bart, die ungefüge Brille auf der Nase, ein Buch mit krausen Schriftzeichen vor den Augen, weise wie Marabus, nehmen, auf dem Boden ihres Geschäfts sitzend, weltentrückt die Lehren des Koran in sich auf; andere halten ganz einfach ihren Kef, indem sie sich einem zeitlosen Vorsichhindösen überliefern.

Hinter einem Giftkrämer, der mit untergeschlagenen Beinen dahockt, baut sich eine ganze Mauer grüner und brauner, großer und kleiner ovaler Holzschachteln mit Drogen und Arzneien



Sarajevo.

auf, von der niederen Decke baumelt geheimnisvolles Wurzelzeug und Kräuterwerk, und seitab harrt an den Wänden eines Glasgefäßes ein halbes Dutzend Blutegel der letzten Erfüllung ihres Seins. Ein Kaffeeschank ist nicht umfangreicher als eine größere Seifenkiste, enthält eine Bank, einen Tisch, ein Holzkohlenöfchen, und der helle, schwache, doch schmackhafte Trank, der dir vorgesetzt wird, heißt *Adžik.* Nirgends schnelle Geberden und hastiges Atmen, nirgends Betriebsamkeit und Geschäftigkeit, und überall blickt dich Tausend und eine Nacht aus Rätselaugen an.

Auch kommt man in den Vorstädten an verschlossenen, abweisenden Landhäusern mit geschützten Veranden und verborgenen Gärten vorbei und weiß Bescheid. In aller Welt liebt der Moslem bei schwatzendem Wässerchen, unter singenden Vögeln, vor blühenden Blumen und mit Kaffee und Tabak das beschauliche Auskosten der Tage, die unaufhaltsam, ohne den kleinsten Halt dahinrinnen.

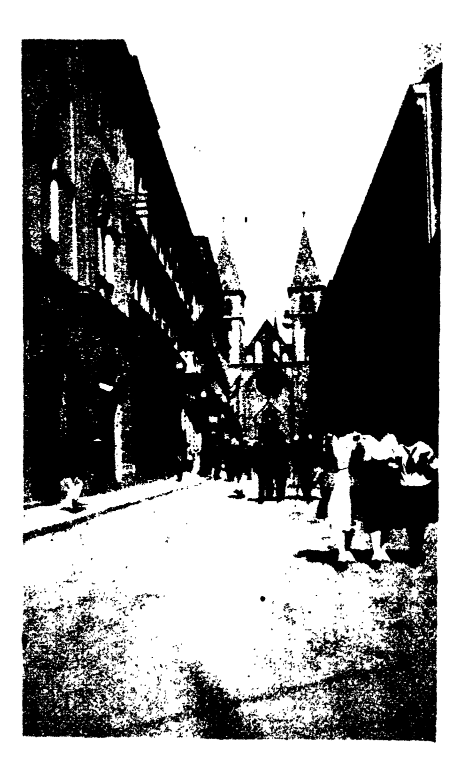
*

Alle Geräusche des Westens, Auto, Elektrische, Lokomotiven übertönend, ist die Moschee des Gazi Husrefbeg ein heller Ruf zu Allah empor.

Ihr Erbauer, gewaltiger Kriegsheld und Oberherr Bosniens in den Tagen Sulejmans des Prächtigen, hat aus den Dukaten reicher Feldzugsbeute Bosna-Saraj mit Bädern, Klöstern, Handelshäusern, Hans und Herbergen verschwenderisch ausgestattet, aber kein schöneres Denkmal kündet seit vierhundert Jahren seinen Namen als diese *Džamija.* Vier Marmorsäulen tragen ihren arkadenähnlichen Vorbau; da klebt über vergittertem Fenster ein Schwalbennest, eine Kanzel für den Muezin, der täglich um die Zeit des Nachmittags- und Abendsgebets den Gläubigen Gottes Wort einprägt.

Aber erst von weitem gesehen, entfaltet die *Begova Džamija,* Kuppeln und Minarets über elendes Dächerzeug hebend, ihre wuchtigen und doch anmutigen Reize; man begreift sie als Wahrzeichen Sarajevos; ja, sie ist, was die Agia Sofia für Konstantinopel, was der Stefansdom für Wien, was das Münster für Straßburg bedeutet. Und welch ein Schwarm von

geistlichen und weltlichen Bediensteten hängt an ihr, alle aus dem Vakuf, dem Kirchenvermögen, schlecht und recht gespeist! Neben dem Imam und den Hodžas Dutzende und Dutzende von Vorbetern, von Allah-Lobpreisern, von Koran-Auslegern, von Freitags-Predigern; morgens kommt einer gelassenen Schritts die Gasse entlang und schließt mit ernster Stirn die Moschee auf, dann ist — Preis sei Allah! — sein Tagewerk beendet; der *Muarit* muß nur den Namen des Stifters der Moschee über die versammelte Menge hinrufen, weiter hat er auch gar nichts zu tun; der *Mukevit* errechnet mit dem astronomischen Gerät, das dazu gehört, täglich den Stand des Sonnengestirns, wegen der fünf Gebetszeiten ist das wichtig.



Sarajevo. Das Abendland.

Heute knäulen sich Bratenröcke und Galauniformen vor dem Eingang im Moscheehof unter uralten schattenden Linden. Es sind Giaurs. Sonst zöge es sie unwiderstehlich zu dem von acht Säulen gehaltenen Pavillonchen, sich auf der Holzbank der Stiefel zu entledigen und sich in Kniebeuge an einem der Strahlen des Brunnens nach der Glaubensregel Haupt, Hände und Füße zu waschen. Es sind Giaurs. Sie warten, bis sie zum Festgottesdienst für den neuen König zugelassen werden. Der Blick klebt an den Holzregalen zu Seiten der Tür, wo die

Gläubigen vor dem Eintritt in den heiligen Raum Schuhe, Pantoffeln und Pantinen unterstellen, und dringt forschend in das dämmrige Innere des Gotteshauses. Viele Fußsohlen und untere Rückenkurvungen sind der Außenwelt zugekehrt; die Stirnen berühren in der Richtung von Mekka den Boden; jetzt schnellt der Sturm des Gebets die Oberkörper wieder hoch, jetzt beugt er sie abermals tief nieder. Eintönig näselnder, rhythmischer Singsang weht ins Freie.

Da der Vertreter des Gouverneurs, der Armeekommandant und andere Hochmögende durch die reichgezierte Tür verschwinden, spült die Menge der Bratenröcke und Uniformen nach. Man stolpert über Stiefel und Schuhe und ist zu Flüchen statt zur Andacht gestimmt. Aber ein beglückender Raum mit Teppichen, mit krausen Wandsprüchen, mit der zwingenden Ornamentik des Islams, mit zugespitzter Kanzel, mit Marmorstufen, mit Holzgalerien, etwas wundersam Geschlossenes, von geheimen Schwingungen Durchstrahltes reißt die Seele leicht und frei über das Irdische. Welche Wirkung erst auf die Bewohner niedriger, schmutziger, dunkler Löcher! In der Vorhalle von Mohammeds Paradies glauben sie sich; von Sphärenmusik umfangen, von Lichtwirbeln umströmt, werden sie ganz hingenommen.

Der Reis ul Ulema weilt zur Bestattung König Peters in Belgrad, in Topola. Dafür streut der Leiter der Vakufverwaltung dem neuen Herrn ein paar blumige Redensarten hin. Die Schar der Fese vor uns harrt unbewegt; vielleicht lauschen sie mit den Ohren, vielleicht mit dem Herzen, vielleicht überhaupt nicht. Die meisten haben an dieser Stelle schon ähnliche, gleiche Worte vernommen, früher für Abdul Hamid, dann für Franz Josef, später für Karl, endlich für Peter — die Welt dreht sich.

Aber vor dem Abschied von der *Begova Džamija* preß einmal die Nase an die Scheibe dieses kleinen Kuppelbaus rechts von der Moschee und späh ins Innere. Ein schwarzsammtenes Bahrtuch mit einem Koranspruch in Silberstickerei bedeckt den Sarkophag des Gazi Husrefbeg; daneben gehört ein kleines Mausoleum dem ersten *Mutevelija* der Moschee

Muratbeg. In der Grabkammer des Stifters birgt ein gläserner Schrein ein Haar aus dem Bart des Propheten — so ist's, beim Bart des Propheten!

Eine Weile noch sitzt man auf den Wandpolstern eines anderen Nebenraums. Bücher, Hefte, Handschriften, an die anderthalb Tausend, türkische, arabische und persische, reihen sich in Holzgestellen. Der Bibliothekar, ein würdiger greiser Hodža, weist Kostbarkeiten vor: Koransuren, auf Pergament gemalt, in prächtigen Lederdecken mit Goldpressung, fromme Schenkung Mehmedpašas Sokolović, des großen Vezirs aus südslawischem Blute; auch eine persische Handschrift vom Divan des Hafis mit seltenem zierlichem Bilderschmuck. Wann und wo im weiten Orient hat ein Moslem mit untergeschlagenen Beinen gehockt, Federn, Pinselchen und Tuschen neben sich, und hat in zäher Beharrlichkeit mit diesen Schnörkeln und Bogen gleichmäßig Zeile um Zeile gefüllt und mit Gold, Purpur und Schwarz Prinzen und Zecher und Feen betupft — o göttlicher Hafis:

Tritt nicht mit trüber Miene an mein Grab
Und lächle, wie ich stets gelächelt hab.
Bring einen Becher mit und eine Dirne,
Den Veilchenkranz um die geschminkte Stirne.
Und heiß sie tanzen, heiß sie Lieder singen
Und dreimal über meine Grabstatt springen.
Und sprenge Wein, wo man mein Haupt vermutet,
Und wo mein Hirn verwest, mein Herz verblutet.

⁂

Vor zwei, drei Menschenaltern klang in dem berühmten Epos des Ivan Mažuranić ein Stück balkanischer Zeitgeschichte wieder, der „Tod des Smail-Aga Čengić". Ein Sprosse dieses berüchtigten Schreckens der christlichen Raja schaltet in der Nähe des bunt belebten Wochenmarktes friedlich unter seinen riesigen Schnapsfässern; Ibrahim Beg Čengić liegt dem Branntweingroßhandel ob und, glaubt mir! schärfer ist sein Sechsundvierzigkommazweiprozentiger als das Krummschwert des Ahnherrn.

Mögen die Orientalisten dazu die Köpfe schütteln, im *Muslimanski Klub* von Sarajevo sind die Wände schier das

einzig Nüchterne; vor jedem Mitglied funkelt ein Fläschchen *Rakija,* einen halben Dezi-, einen Dezi-, nicht selten einen Viertelliter, und nicht für lange, fassend. Die hier sind die aufgeklärten, die angepaßten Mohammedaner; das slawische Blut braust stärker in ihnen als alle islamische Ueberlieferung. Auch Šerif Arnautović begrüßt die flüchtigen Besucher, ein zu gewitzter Politiker, mit jedem Wind segelnd, früher der Einflußreichsten einer hierzulande, heute durch Dick und Dünn mit der Regierung stapfend und deshalb von seiner Anhängerschaft verlassen.

Alle Moslems, an die sechsmalhunderttausend in Bosnien und Herzegovina, sind nach Stamm und Sprache leibliche Brüder der christlichen Bevölkerung: der Serbe ein orthodoxer, der Kroate ein katholischer, der Moslem ein islamischer Südslawe, alle drei ein Volk, eine untrennbare Gemeinschaft. Nur Glaube und historische Tradition errichten Scheidewände: Hie Byzanz! Hie Rom! Hie Mekka! Hinter dem religiösen Gegensatz zwischen Moslems und Christen springt auch ein sozialer Widerstreit auf. Die Grundherren, die Begs und Agas, glauben an den Propheten, die Grundholden, die Kmeten, sind Christi Lehre zugetan. Und wenn die Begs mit Kind und Kegel noch nicht ein Zehntel aller Moslems ausmachen, die Religion bildet eine feste Klammer um alle, denen der Ruf des Muezin vom Minaret gilt; reiche Herren und arme Teufel, alle sind leicht unter einen Fes zu bringen.

Durch die religiöse Hülle ist das nationale Bewußtsein noch nicht durchgebrochen; Glaubensbindung war auch für den mittel- und westeuropäischen Menschen des siebzehnten, noch des achtzehnten Jahrhunderts stärker als alles andere; erst dann leuchtete auch bei uns nationales Gefühl auf. Frage hier den Moslem in Stadt und Land: Was bist Du? Die Antwort zögert nicht: *Ja sam Turčin!* Ich bin Türke! Damit legt er religiöses, nicht nationales Bekenntnis ab; Türkisch, du lieber Himmel! versteht außer der Handvoll Geistlicher niemand. Frage weiter: Welche Sprache sprichst Du?, und Du vernimmst: *Bosnanski!* Bosnisch! Oder: *Naši!* Die unsere!; den Begriff Serbokroatisch kennen sie nicht.

Von hundert Moslems wissen auch gerade sechs zu lesen und zu schreiben, aber die islamische Bildungsschicht ist sich über die nationalen Zusammenhänge im Klaren. Ihrer viele nennen sich, nach der Zugehörigkeit befragt, Kroaten, andere Serben. Aber ihre politische Partei heißt nicht Kroatische, nicht Serbische, sondern Südslawische Muselmanische Organisation; die Massen der Moslems werden, wenn sie, in eine notwendige Entwicklung hineingerissen, eines Tages doch zum



Sarajevo. Das Morgenland.

Nationalgefühl erwachen, ohne serbischen oder kroatischen Umweg sofort zur höheren Einheit beider, zum Südslawentum, durchstoßen.

Vorderhand freilich ballen sie die Fäuste. Ihre Parteiführer haben sie in Belgrad im Ministerium, aber ihnen selbst geht es mulmig. Zu einem ihrer parlamentarischen Vertreter führt der Wissensdrang. Ein junger Doktor, in Wien gebildet, gescheiten Wesens, wirbt er nicht erst um die Sympathie des Besuchers, sondern hat sie sogleich, weil fühlbar das Leid all seiner

Glaubensgenossen in ihm lebt. Er hält mit nichts hinter dem Berge. Da ist dieser unglückselige Hussein Bošković mit seiner Bande im Sandžak. Soll man ihn fangen, bestrafen, aufhängen — gut, niemand, auch kein Moslem hat etwas dawider. Statt dessen fallen Einwohnerwehren, angeblich zur Abwehr des Hussein Bošković aufgestellt, in Wahrheit reine Fascistenbanden über die friedliche mohammedanische Bevölkerung her und schinden sie und rauben sie aus. Und nirgends Schutz für Leben und Eigentum, der Ausschuß der serbischen Schreiberkaste hierher abgestoßen, schlechte, bestechliche, gewalttätige Beamte — der es uns leidenschaftslos erzählen will, bekommt, zu innerst ergriffen, ein Beben in die Stimme und einen dunklen Glanz in die Augen.

*

Im Rechtsanwaltsbüro eines der Führer der *Hrvatska Težačka Stranka*, der Kroatischen Landarbeiterpartei: ungescheut schüttet er ein übervolles Herz aus und berichtet von großserbischen Ränken, unter denen der Kroate hierzulande leidet. Der rechte Großserbe leugnet das Dasein von Kroaten in Bosnien und Hercegovina überhaupt; die Kroaten erscheinen ihm als eine österreichische Erfindung. Darum quält er den nackenfesten Kroaten, schimpft ihn demagogisch einen Landesverräter, nennt ihn fälschlich einen Feind der südslawischen Einheit; harter Druck der Zensur, alle bösartigen Tücken der k. und k. Zeit sind noch lebendig.

Vielleicht übertreibt eingefressene Erbitterung, aber gestern erfuhr man selbst von einem Regierungsbeamten, daß er jeden Morgen auf seinem Schreibtisch vertrauliche Berichte vorfinde und dann wisse, wer am vergangenen Abend in welchem Wirtshaus gesessen habe und was er mit wem gesprochen habe; in voller Unschuld, ohne Gefühl für die Schmach der Spitzelei wurde das erzählt!

Auch von sozialer Not kündet der Führer der Landarbeiterpartei. Beim Zusammenbruch der Habsburgerherrlichkeit ließ sicherer Instinkt für das innerste Wesen dieser Umwälzung die Pachtbauern nach der Scholle greifen, die sie im Schweiß ihres Angesichts beackerten; mochte der Beg seinen Naturalzins

fürder auf dem Monde holen! Die neuen Gewalten bestätigten das Ende des Kmetentums; die Errichtung des Südslawenstaats ist ja der Triumph des freien Kleinbauern auf den Trümmern des feudalen Großgrundbesitzes.

Aber bald brauchte Belgrad die Moslems; der mohammedanische Parlamentsklub half der Regierung Pašićs die Verfassung unter Dach und Fach bringen. Dafür gibt es zunächst einmal dreihundert Millionen blanker Dinar Entschädigung für



Sarajevo. Wochenmarkt.

das von der weltgeschichtlichen Entwicklung davongespülte Kmetenland. Dann aber tüftelte man, den islamischen Grundherren zuliebe, den feinen Unterschied zwischen Kmetenland und Begluk heraus. Das Kmetenverhältnis war in die Kataster eingetragen und an herkömmliche Satzungen gebunden; das zur Pacht zerstückelte Beg-Gut bearbeitete der Bauer auf Grund eines freien Vertrags. Die Bauern des Umsturzjahres 1918 waren juristisch ganz ungeschult. Was Kmetenverhältnis,

was Begluk! Ueber dieses Land geht mein Pflug, dieses Land nehme ich! Jetzt aber kommt der Gendarm und treibt den widerrechtlichen Enteigner des Herrenguts von Haus und Hof. Gendarmen gegen die Bauern für die Herren, ward je so der Sinn eines Bauernkriegs, einer Agrarrevolution verfälscht?

Ja, es ist schon ein Kreuz mit den Beziehungen zwischen Serben und Kroaten in Bosnien und Hercegovina. Seit der Okkupation ruhte das Auge der Obrigkeit mit Wohlgefallen zunächst auf den Moslems; davor ging nichts. Aber auch die Kroaten waren Hätschelkinder der Wiener Regierung. Ihre Bewegung wurde, den Serben zum Groll, durch Schulgründungen, Kirchenbauten, Aufmunterungen aller Art künstlich großgepäppelt; da war der Plan eines Großkroatien, da sein Förderer, der Erzbischof Stadler, da seine Leibgarde, die Jesuiten; kroatisch und katholisch hieß Trumpf! Jetzt hat das Rad eine große Drehung gemacht; alter Haß, auf Flaschen gezogen, explodiert; orthodoxe Serben lassen jetzt die katholischen Kroaten den Stachel der Macht fühlen.

Hart kommt die Stimme vom Schreibsessel uns gegenüber: „Nie werden wir uns diesem Regime fügen; nie wird man uns zu Serben machen!" Und etwas resigniert klingt es nach: „Vielleicht bringt die Regierung Protićs den Umschwung."

*

Im Korridor des Armeeoberkommandos eilen Schreiber hin und Ordonnanzen her, Türen klappen auf, Türen klappen zu. Ein Säbel klirrt, ein Gigant in Generalsuniform. Ah! Erkennen hier wie dort. „Bitte, einzutreten!" Es ist der Befehlshaber der zweiten Armee, General Milisavljević. Auf ein rundes Tischchen kommen die kleinen Kaffeetassen und Zigaretten; voriges Jahr sahen wir uns in Skoplje; damals stand er an der Spitze der dritten Armee. Ein Adjutant bringt Strammheit ins Zimmer, k. und k. in jeder Bügelfalte, und zu dritt beugen wir uns über die Karte des Armeebereichs, die Straßen und Fahrtmöglichkeiten erörternd.

Am Abend schaut in unserer Kumpanei ein Oberstleutnant aus Milisavljevićs Stab den Dingen fröhlich ins Gesicht, im Garten der Schenke, die da heißt *„Kod Dobrovroljca"*, „Zu

den Freiwilligen". Belebt durch die ***Žilavka***, den schwefelgelben, zuckerhaltigen Wein der Hercegovina, quillt er von Poesie über; er trällert Volkslieder, flicht Gedichte ein, streut Uhland und Heine in serbischen Versen über den Tisch; nachher sucht er nach dem Titel einer Novelle Heines, deren Inhalt er genau wiedergibt; ei verflixt!, auch der anwesende deutsche Heinebiograph strengt sich an und verfällt nicht darauf; der Name liegt auf der Zunge; schließlich findet ihn der Serbe triumphierend eher als der Deutsche; es sind die „Florentinischen Nächte".



Spät nach Mitternacht stockt unser Fuß in einer rechtwinklig vom Kai abbiegenden Gasse, nahe einer Brücke. Wanderer, steh still! An dieser Ecke suchte an jenem 28. Juni 1914 das Auto Franz Ferdinands, irregefahren, zu kehren; an diesem Fleck stand Princip und hob den Revolver.





Sarajevo. Weibliche Straßentypen.

Geschichtsphilosophie an diesem Platz ist spottbillig; jeder Fallot kann hier etwas Nachdenkliches oder Bedeutsames

daherschwatzen. Aber ein Bild aus dem hungernden, zerbröckelnden Wien, auf der Durchfahrt erhascht, wird für einen Augenblick lebendig. Der Weg führte über den sonntäglichen Franz-Josefs-Kai; Bank an Bank war mit Ostjuden besetzt, Flüchtlingen und Vertriebenen aus Galizien, aus der Bukowina, von irgendwoher; sie saßen mit ihren Kaftanen, ihren Löckchen, ihren Käppchen in der Nachmittagssonne, in den armen Augen nicht nur das ganze Leid der Zeit seit dem verwünschten Jahr 1914, sondern auch das Dulden einer seit tausend Jahren gehetzten Rasse. Sorgenvoll hielten sie den Kopf schief und dachten anscheinend recht skeptisch über Berchtolds Ultimatum, diesen frechen Fidibus des Weltbrandes.

*

Um die Abenddämmerung werden wir zur nahen Bosnaquelle fahren; dort gibt es eine Forellenzucht, dort gibt es ein Forellenessen.

Solange das goldene Licht währt, wandeln wir um die bunt aufrauschenden Blumenbeete von Ilidža. In seinen heißen Schwefelquellen, an die zwei Meilen westlich von Sarajevo, haben schon die alten Römer, dann die Türken ihre gichtbrüchigen Glieder getaucht, aber erst unter den Oesterreichern entstand ein wahrhafter Kurort mit Badehallen und Hotels, mit gedeckten Gängen und Parkanlagen; das südslawische Marienbad kann sich sehen lassen. Unter den Oesterreichern wurde auch die innere Heilkraft des Wassers entdeckt; Glaubersalz ist in starker Menge darin gelöst; noch bedürfen wir seiner nicht, tirilitt, tirilitt!

In Ilidža speit die Lokalbahn Sarajevos Sonntagsnachmittagsausflügler aus; am Eingang der Kuranlagen hält Auto neben Auto; auf der großen Terrasse des Restaurants wird Eis gelöffelt und Kaffee in der Kupferkelle serviert, in der man ihn, jede Tasse für sich, kocht. Auf und nieder unter den Bäumen und um die Beete zwitschert und summt das rechte Kurorttreiben. Rheumatiker hocken verdrießlich auf Bänken; Backfische schwippen untergehakt und schwarzhaarig über den

Kies; ein zu Schanden geschossener Offizier tastet sich am Stock vorwärts; viele deutsche Worte schnappt man vorüberbummelnd auf.

Auch elegante Mohammedanerinnen gehen, stehen, sitzen herum; zu zweit, zu dritt, allein, mit dem Gatten, allerhöchstens mit dem Bruder, nie mit einem fremden Mannsbild! Sie stecken nicht gerade in einem Sack wie anderwärts, die seidene *Feredža* ist kokett geschnitten, sogar fußfrei, Lackstiefelchen und Flor-



Jlidža. Im Kurpark.

strümpfe sind mir und dir und uns allen erfreulich sichtbar, aber vor dem Antlitz wehrt der dichte, schwarze Schleier jedem forschenden Blick; nichts von den Augen, nichts von den Wangen, nichts von den Lippen; das da kann eine Aphrodite sein oder ein Spatzenschreck.

Viele von ihnen werden schon mit dreizehn, vierzehn Jahren dem Manne verbunden. Andere trippeln bis zum sechzehnten, siebzehnten Jahre eifrig in ein Mädchengymnasium, ganz ohne

Vorhang vor dem Gesicht, aus munteren Augen in die Welt schauend, aber auch für sie kommt mit der Vollreife der Schleier und die Absperrung; sie werden wandelnde Gefängnisse; kein Hauch eines anderen Mannes weht in ihre vergitterte Welt; Freiheit ist ihnen ein Fremdwort und ihr Eigenleben vermag sich, eine Pflanze im Kellerdunkel, nimmer zu entfalten; keine Frau in Europa zog so schwarzes Los. Die österreichische Herrschaft half die Sklavinnenrolle der muselmanischen Frau verewigen; das Eherecht unterlag nach wie vor dem islamischen Scheriatgesetz statt dem Code Civil; unbefugter Eintritt in das Frauengemach ward als Vergehen gegen die öffentliche Sicherheit geahndet; ein besonderer Paragraph kam dem betrogenen Mann, der eine Ehebrecherin erschlug, erschoß, erwürgte, mild und verständnisvoll entgegen.

Aber das kann nicht dauern. Das österreichisch-ungarische Bosnien war eine Kolonie, ein Stück Orient, künstlich von den Wiener Machthabern gehütet; der südslawische Nationalstaat ist Europa, und die allgemein europäische Entwicklung entscheidet. Entweder sperren auch wir unsre Hanums in einen Harem, Gitterwerk vors Fenster, und lassen sie nur vermummt auf die Straße: Ich will mein Lamm für mich haben, Augen weg, ihr andern! oder der Schleier fällt auch in Sarajevo, in Mostir, in Travnik, in Banjaluka, in Trebinje, in Bihać und sonstwo kreuz und quer im bosnisch-hercegovinischen Lande.

Schon kommt ein junges Geschlecht von Moslems, eine dünne Schar noch, um die Frau aus ihrer Erniedrigung herauszureißen und ihr die Tore zum Leben, zum Wirken, zum sozialen Teilnehmen aufzusprengen; eine Schrift Dževid Suleimanpašićs stößt den Ruf aus: Entschleiern wir unsere Weiber!, und eben rüttelt ein junger Bosnier islamischen Bekenntnisses, Ahmed Muradbegović, mit einem Versbändchen „*Haremska Lirika*", an dem unbarmherzigen Holzgitterwerk des Frauengemachs:

Weib! Deine Ehre wird gröblich verletzt,
die Würde Deines Lebens ist elend und arm:
Du lebst auf der Welt stets ungesehn
wie ein schwarzer Geist, der durch Dunkel webt.

Und Deiner Schönheit Stolz und Macht
wie ein Feenmärchen mit Ruhm gekränzt,
schleppt durch die Welt wie ein Gespenst der Nacht,
das Grauen sät mitten am lichten Tag.

Und Deine reine Seele, dem unbeschriebenen Buche gleich,
ächzt verlassen in der Tiefe der Brust,
heischt die Süßigkeit des Schmerzes und die Schönheit der Sorgen,
den Schwung leuchtender Gedanken und die Göttlichkeit des Worts.

Und während in Deinem Herzen milchfarben gärt
die Sehnsucht nach dem Leben, ein weißes Gebet,
wird Dein Leben verrinnen dem unterirdischen Flusse gleich
mit dem erstickten Rauschen verschütteter Quellen.

O unbekannte Frau! Streck Deine weiße Hand aus!
Kehren wir zur Welt zurück wie wiedergefundene Kinder!
Sie ruft uns ewig in dem schwermütigen Ton
eines jungen Lieds, das fleht und schluchzt.

Erhebe Dich und komm, stolz und schön,
in Vernunft und Gelassenheit, voll Menschenwürde!
Vor Deiner Hoheit wird die gierige und blinde
Menge, die tobt, auf die Knie sinken.

Im Park von Ilidža lustwandeln sie, die unbekannten Frauen. Man weiß, daß sie, regsamer als die echte Türkin, zu Hause mit seltener Kunstfertigkeit Teppiche knüpfen und Decken sticken, aber fruchtlos sucht der flüchtig spähende Blick zu ergründen, was in dem Hirn hinter dem verhüllenden Seidenlappen an Gedanken, Wünschen, Sehnsüchten und weißen Gebeten lebt.

Niemand weiß es.

*

Ein Aussichtswagen ist für uns an den Zug gekoppelt, eine fahrende Veranda mit lauter Glasscheiben rundum; nach Nord und Süd und Ost und West fliegt ungehemmt der Blick. Aber an der Sonnenseite müssen bald, Schutzwehr gegen Tropenhitze, gegen Wüstenbrand, die Vorhänge vor.

So auf der Eisenbahn gemächlich durchs Land schaukelnd, auf glatten Straßen ohne Furcht vor Hals- und Beinbruch im Wagen rollend, behaglich sich im Bett blitzsauberer Hotels räkelnd, beginnt man etwas wie aufkeimendes Wohlwollen für die Oesterreicher zu empfinden. Sie haben Bahnen gebaut, sie haben Straßen gebaut, sie haben Brücken gebaut und Hotels haben sie gebaut — alles, was recht ist! Mancher Reisende hat, von solchen Annehmlichkeiten bezwungen, sein Urteil über die k. und k. Tätigkeit fix und fertig in der Tasche.

Auch Sie, Herr Müller, Herr Meier, Herr Schulze, haben manchmal von der österreichischen „Kulturarbeit" in Bosnien, haben auch von dem „kulturlosen" Serbien am Stammtisch geschwatzt, ohne, wir wollen aufrichtig sein, im Grunde von dem einen wie dem andern Wirkliches zu wissen. Denn, Herr Müller, Serbien hatte seit geraumer Zeit die allgemeine Schulpflicht, Bosnien fast vier Jahrzehnte gar nichts und dann die „relative" Schulpflicht; das war der k. und k. Beitrag zur Relativitätstheorie. In Serbien, Herr Meier, kam immerhin auf 2264 Einwohner eine Volksschule, in Bosnien erst auf 4052! Und, Herr Schulze, in Serbien war von der männlichen Bevölkerung jeder Dritte des Lesens und Schreibens kundig, in Bosnien noch nicht jeder Achte! Aber i bitt schön, was braucht die habsburgische Verwaltung Volksschulen! Der erste bosnische Landeschef, der Herr v. Kallay, hat's ja mit schnoddrigem Zynismus gesagt, daß ihm ein Gendarm wichtiger sei als fünf Lehrer. Darum warf man einem Hilfslehrer 720 Kronen Jahresgehalt hin, ein Gendarm bekam 880 Kronen, ein angestellter Lehrer wurde mit 1000 Kronen abgespeist, ein Gendarmeriepostenführer erhielt 1080, und ein Schulleiter stand mit 1200 Kronen einem Gendarmeriewachtmeister mit 1280 nach. So war's auch im Ganzen; im Jahresetat verschluckte die Gendarmeriekaserne das Doppelte, das Dreifache der Volksschule.

Durch bestelltes Land rollt noch der Zug, die Ebene von Sarajevo; Maisfelder, Tabakpflanzungen, elende Bauernhäuschen, Büffel an der Tränke schieben sich vorbei. Dieser fruchtbaren Erde hat Oesterreich für den guten Willen, alles

herzugeben, schlecht gedankt; es hat ihren Bebauer weiter das mittelalterliche Joch des Kmetentums schleppen lassen. Wahre Kulturarbeit hieß Bauernbefreiung! Man lacht dir ins Gesicht, fragst du da nach den Leistungen der österreichisch-ungarischen Verwaltung. An dem Problem wurde herumgestümpert und gebastelt, Teilablösung und Freikauf schließlich gestattet und gefördert — so gegen das Jahr 2225 wäre der letzte Pachtbauer auf die Art freier Besitzer geworden.

Der Kmet arbeitete nicht für sich, sondern für seinen Beg oder Aga; er kümmerte sich deshalb den Daus um Verbesserung der Arbeitsmittel und Steigerung des Bodenertrags. Nur 245 Kilogramm Getreide wurden, im Jahresdurchschnitt auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, in Bosnien geerntet, in Serbien, Herr Müller, Herr Meier, Herr Schulze, 378! Immer mußte Bosnien Weizen, Mais und Mehl einführen, für sechzehn Millionen Kronen und mehr; an die zweieinhalb Millionen Hektar Ackerland vermochten die Brotfrucht für eindreiviertel Millionen Menschen nicht zu erzeugen!

Freilich, Türken, Oesterreicher, Südslawen — der Karst bleibt immer gleich unfruchtbar. Eben arbeitet sich der Zug keuchend in die Wucht der bosnischen Berge hinauf; hier heißt es Steigungen nehmen; selbst mit Serpentinen schafft er's kaum. Tunnels verschlucken die Wagen jählings; am Ausgang brandet Lichtflut heran; ungeahnte Fernblicke auf Gipfel und Bergketten und Hochwälder tun sich auf. Am Bahnhofsgebäude dort steht Konjic in Lateinschrift und Kyrillika; Trauben und Aepfel und Zeitungen bieten sich zum Verkauf.

Erbarmungslosere Wildheit dräut; das ist der hercegoviner Karst. Unten schlüpft blau, grün und violett die Narenta, die Neretva durch Schlünde und Gründe; dahinter und zur andern Seite staffeln sich ungefüge, riesige Gesteinsmassen; an zweitausend, über zweitausend Meter fliegt der Blick bis zum rauhen, rissigen Kamm empor. Ein zähneknirschender Gott mit zusammengezogenen Brauen schuf dieses Land.

Was der Netzhaut wohltut, grüne Bäume, grünes Buschwerk, ist im Grau ertrunken; einzige Baumstämme sind die Telegraphenstangen an der Schienenspur; auf dem nackten

Fels krüppeln nichts als verquere Baumstoppeln dahin; einmal, nur einmal neigt sich ein Feigenstamm über das fließende Gewässer. Zottige Ziegen hüpfen längs der Flußwirbel von Felsblock zu Felsblock, stutzen, schauen sich um, hüpfen wieder; sie nehmen das Leben noch wichtig.

O Mensch, Mitmensch! Eine Ziegenherde sehen zu dürfen, und am Narenta-Ufer, und unter der Glocke eines strahlend blauen Augustmittags, ist das nicht schon Glückes genug?

*

Mit morgenländischem Schwung und Schmelz besingt Derviš Pascha zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts seine Vaterstadt Mostar: „Nirgends auf der Welt, außer in der Nähe des Paradieses, gibt es eine solche Luft, die das Herz entfaltet, und ein solches Wasser, das das Leben verlängert. Jede Stunde des Anblicks von Mostar schenkt uns ein neues Leben. Jeder Winkel Mostars bietet dem Herzen eine neue Freude."

Dieser Exstase gedenk, steht man etwas verblüfft in dem öffentlichen Park, der mit großen verstaubten Bäumen melancholisch dahindämmert; ein Offizier schlendert ohne innere Ueberzeugung hindurch; ein paar Hunde schleichen um die gilbenden Rasenflächen; eine Bettlerin, in Lumpen, mit Aussatz, abschreckend, eine Hexe aus dem Märchen, schlurft auf Krücken vorbei. Staub und Hitze, Hitze und Staub.

Durch die Straßen des älteren Stadtviertels östlich der Neretva sickert träges Leben; die Uhren dieser Welt gehen nicht eifrig: tickticktickticki!, sondern langsam-behäbig: Tick! — Tick! — Tick! In offenen Verkaufsständen, Bazarschragen liegen grob geschnitzte Holzlöffel, urwüchsige Töpferwaren, Birnen, Feigen und Aepfel aus; das Schaufenster einer Apotheke gibt den Blick auf Kalodonttuben und Odolflaschen frei; selten schrillt die Klingel in den Läden fränkischer Art.

Es ist der letzte der Monde der Regenlosigkeit, die alles Leben ausdörren. Wen nicht Amt oder Armut fesselt, entweicht in die Schattenkühle eines fremden Badeortes, mindestens in die frischere Bergluft des eignen Landes. Eine



Mostar.

Empfehlung aus Sarajevo führt uns zu Mujaga, dem nicht nur an Einfluß reichsten Moslem der ganzen Hercegovina; er ist verreist. Ein Besuch ist dem Dichter Aleksa Šantić zugedacht; verreist. Im Zimmer des Kreischefs amtet ein Stellvertreter, und der Divisionsgeneral weilt im Urlaub. Was blieb, verkriecht sich nach den ersten Morgenstunden hinter den dicken, kühlen Mauern seiner Behausung. Um Mittag wirbelt selten mehr ein Fuß den weißen Staub der Straßen hoch.

Und alles wartet, fragt tagtäglich den Himmel, harrt immer ungeduldiger; der große Spätsommerregen muß schon im Anzug sein; nur um Tage kann er noch zögern. Dann atmet Mensch und Tier und Pflanze erlöst auf und saugt Balsam eines zweiten Frühlings durch die Poren; der kleine Sommer heißt diese Jahreszeit. Frische Blätter und neue Blüten schmücken die künstlich und mühevoll bewässerten Gärten zwischen den Steinmauern der Häuser; eine Ahnung von grünem Schimmer fliegt selbst über das ewig graue Urweltsgestein.

Rings auf den gewaltigen Bergkuppen starren in den Fels gemauerte, betonierte, gepanzerte Forts; von ganz droben höhnt noch, aus Steinen von armen Soldaten zusammengetragen, ein riesiges F J I; für die Oesterreicher war Mostar nur ein mächtiger Waffenplatz. Von der großen Garnison mit Divisions- und Brigadestäben, Platz- und Bezirkskommandos, Infanterie, Kavallerie und Artillerie, Zeughäusern, Magazinen und Spitälern, von der Aufführung der Festungswerke, der Erneuerung der Kriegsstraßen, dem Bau der strategischen Bahnen lebte die ganze Stadt; das Gold von tausend Heereslieferungen klingelte lustig in den Beuteln von Moslem, Jud und Christ. Und Waren kamen, Reis, Stoffe und Zeuge, unmittelbar von Triest über Metković, und wurden hier für einen weiten Kreis umgeschlagen; auch das ging ins Geld.

Jetzt ist die Garnison klein, der Verdienst von der Truppe tröpfelt kaum mehr, der Handel über die Adria ist abgeschnitten. Die dürren Jahre sind da; keine Arbeitsgelegenheit; das Elend kauert in den engen Gassen; durch eine schlafende, eine sterbende Stadt schreitet dein Fuß. Wirtschaftlich haben ihr die Herren K. und K. nie auf die Beine geholfen; das gehörte

nicht zu den militärischen Zwecken. Der Staat unterhält eine Tabakfabrik, eine Eisenbahnwerkstätte ist zur Not da, und die Einrichtung der Seifenfabrik stammt aus Deutschland. Kennt ihr die elektrische Zentrale von Mostar? Die Wasserkräfte der mit Gefäll daherkommenden oder leicht staubaren Neretva sind mit Händen zu greifen; deshalb verfiel ein findiger Kopf auf den Gedanken, die Elektrizität mit Naphta zu erzeugen!



Mostar. Straßenecke.

Derviš Paschas Lobgesang klingt doch bei einer Streife durch die Stadt an mit dem Durcheinander ihrer Gassen und Gäßchen, ihren abweisenden Mauern, verschwiegenen Steigen, mit orthodoxen und katholischen Glockentürmen und nadelfeinen Minarets. Von neununddreißig Moscheen stehen zehn offen, fast jeder zweite Mostarer ist ein Moslem, und ihre Frauen gehen noch weit umhüllter durch das gefahrvolle Leben als in Sarajevo. Ihr Gewand aus dickem Wollstoff fällt nonnenhaft bis auf die Füße; selbst die Kopfform verschwindet in einer vorgeschobenen Flügelhaube; der neugierige Blick des Fremden gelangt kaum bis zum Schleier.

Quer durch die Stadt zieht die Neretva in einem steilen, zerrissenen Felsenbett adriawärts. Gerade klimmt von einem

Vorsprung in der Flut ein Soldat vorsichtig und rücklings an Land; eine erbeutete Riesenforelle fest packend; guten Appetit! Hoch, hoch oben aber schwingt sich die alte Brücke über den Abgrund, mit einem einzigen kühnen Bogen von Felsrand zu Felsrand, rechts und links von trotzigen Rundtürmen geschützt; im Hintergrund spielt das Abendlicht um vier, fünf, sechs, da noch eins, um sieben weiße Minarets, gleitet über Dächer und Häuser, und die kalten Mauern der Berge fangen an zu glühen.

Dann sitzen wir, einzige Gäste, in einer winzigen *Kavana;* in der Mitte stehend, kann man alle Wände und erst recht die Decke mit den Fingerspitzen erreichen. Eine verhutzelte Alte hockt sich vor das Holzkohlenöfchen und bläst in die Glut; sie erzählt von 1878, dem Einmarsch der Oesterreicher, der Freude der armen, vielgeplagten Raja, die zuversichtlich an ein Ende der Beg-Herrschaft glaubte. Sie selbst war damals dreizehn alt. Jetzt freut sie sich kindisch über eine Handvoll Zigaretten aus unserer Dose.

Wieder geht man durch schmale Gassen, vorbei an langen Mauern, an Gartentoren; Zypressen halten schweigend Wache, Oleandergebüsch neigt sich über Steinränder; eine jähe Einbuchtung ist ganz mit Schatten gefüllt, und plötzlich huscht ein geköpftes Wesen, ein leibhaftiges Gespenst quer über den Weg, von Pförtchen zu Pförtchen, eine verspätet scheue Mohammedanerin in ihrer Tracht, im blauen Mondlicht einer Beguine gleich.

Vielleicht kommt eines Tags ein südslawischer George Rodenbach, sein *Mostar-la-Morte* in sachten Umrissen und mit matten Farben festzuhalten.

*

Wilde Lachtauben schwirrten um das Minaret der Karagjöz-Moschee, als der Wagen vorüberrollte; dann folgten am Südostende der Stadt ein Türkenfriedhof, ein Militärbarackenlager, ein Lazarett, etliche Schuppen. Jetzt traben die Braunen durch unfruchtbare, öde Ebene, das *Mostarsko Polje.* Verbrannte, ruppige Grasbüschel, boshafte Disteln und Steine, kleine, große, ganz große Steine in solcher Fülle ausgesät, als

sei, vernichtende, alttestamentarische Strafe, ein Steinregen niedergegangen. Die Oesterreicher haben Festungswerke gebaut statt Wälder auf die Berge gepflanzt; Wald ist im Karst die Wurzel alles Heils; Wald schafft Feuchtigkeit, erzeugt Humuserde und schützt vor Winden. Aber hier suchst du und spähst du und schaust du und findest kein Fleckchen Wald; anklägerisch wuchtet rings das starre, kahle Gestein zum dunstlosen Himmel empor.



Blagaj. Geschäftsstraße.

Eine Oase schimmert; der Blick erfrischt sich an Tabakfeldern und Weingärten; eine große Weinkellerei steht nah der Straße. Die Hercegovina trägt weniger Reben als sie vermöchte; für die Moslems war der Wein das verbotene Getränk; so auch blieb den Balkanslawen in türkischer Zeit die Zucht des Schweins, des unreinen Tieres, verwehrt oder erschwert. Auch wollte sich der Kmet nicht mit dem Weinbau abrackern, nach Noten schinden, Geld in den Boden stecken,

denn Beg und Aga strichen den Nutzen ein. Immerhin mehren, um Mostar gedeihend, zwei schwere, edle Gewächse, die gelbe, stark zuckerhaltige *Žilavka* und die dunkelrote herbere *Blatina* den Ruhm der Hercegovina als Weinland. Bis Belgrad hinauf und weiter erscheinen *Žilavka* und *Blatina* zu festlicher Schmauserei auf den Tischen.

Blagaj war dereinst, bis ins fünfzehnte Jahrhundert, ein *Šeher,* eine bevölkerte, blühende Stadt, geradezu die Hauptstadt der Hercegovina, und Mostar kam als *Kasaba,* als Flecken daneben kaum in Betracht. Aber überall dreht sich das Rad; jetzt ist Mostar die Stadt und Blagaj, recht besehen, nicht einmal mehr ein Flecken. Nebst orthodoxer und katholischer Kirche, diese von den Oesterreichern gebaut, hat es noch eine leidliche Moschee; sie steht im Mittelpunkt von Robert Michels wunderfeinem Roman „Die Häuser an der *Džamija*", einem Buch voll tiefer Einblicke in das Herz der hercegovinischen Dörfler.

Wer von der großen, glorreichen Vergangenheit des Nestes nichts weiß, wittert bei einem Besuch nichts von ihr. Verschlafen liegt es in Staub und Sonne. Eine Zeile ebenerdiger, verwitterter, mit grauen Steinplatten belegter Häuschen prunkt als die Geschäftsstraße; in offenen Buden sitzt gottergeben ein Dickmilchkrämer, ein Obstverkäufer, ein Bäcker, ein Teppichweber hinter einem vorsintflutlich einfachen Webstuhl. Unter dem Laubdach einer *Kavana* döst ein halbes Dutzend alter Kracher in den heißen Morgen hinein.

Ueber verfallende Mauern leuchtet rot und weiß die Blüte des Oleanders; in Gartengrün gebettet liegen die stattlicheren Häuser der zwei, drei Begs, der Besitzer von Land und Leuten, ja! fast auch von Leuten ringsum. Schade, sie sind zur Stadt oder auf Reisen; wir hätten gerne Einkehr bei ihnen gehalten. So erschließt sich uns die *Muslimanska Čitaonica,* die Muselmanische Lesehalle, vor zehn Jahren gegründet, ein reinliches Gemach mit dem üblichen Polsterdivan die Wände entlang; der Agramer „*Obzor*" und „*Pravda*" von Sarajevo liegen aus; ein Schränkchen birgt Bücher und Broschüren, es ist für Blagaj allerhand.

Nachher kriechen wir durch einen würzig nach Mehlstaub riechenden, niedrigen, fensterlosen Mühlenraum zur Buna vor; zwischen Gesträuch fließt sie schmal und flach, doch wohltuend eiskalt dahin. Unweit von hier bricht ihre Quelle mit Macht aus einer Felsenhöhle des *Vranjevićo brdo,* auf dessen Gipfel, sagenumsponnen, die Trümmer der Burg Štjepangrad haften.



Blagaj. Kavana.

Zwei kleine aufgeweckte Festräger haben uns Handtücher geholt und stehen, den Badenden zuschauend, Rede und Antwort. Was sind sie? *Muslimani!* Aber daß ihre Sprache serbisch ist, wissen sie. Auch Mostar kennen sie; einmal waren sie dort, in der großen, großen Stadt. Aber der Name Belgrad klingt ihnen fremd, von König Peter haben sie nichts gehört, und als man nach der Bedeutung der schwarzen Fahnen vor den Häusern fragt und in sie dringt, stellt sich heraus, daß

diesen Elf- und Zwölfjährigen die schwarzen Fahnen höchst und herzlich gleichgültig sind; sie haben sich noch nicht den Kopf darüber zerbrochen.

Zum Abschluß sitzen wir, mit dem Lauf der Dinge nicht unzufrieden unter einem schattenden Maulbeerbaum und schlürfen den Pflichtkaffee. Dörfler gesellen sich uns, der Tisch hat Platz. Ein ausgetrockneter, weißstoppliger Moslem, am Turbantuch als Mekkapilger kenntlich, redet Weisheit durch die Nase. Ein *Kiridžija,* ein Botenfuhrmann, kommt im Wanderschritt, wirft seinem gutmütigen Saumpferd die Zügel über und läßt sich schwer auf die Bank fallen; sein Weib neben ihm saugt sich mit verwunderten, braunen Augen an den fremden Erscheinungen fest.

Der *Kiridžija* scheint wie ein Moslem gekleidet, ist aber ein Orthodoxer.

„Woher kommst Du?" fragte er mich nach einigem Schnaufen und Verschnaufen.

„Weither, aus Deutschland!"

„Deutschland?" meint er leichthin und überlegen, „war auch schon in Deutschland"; er lugt nach dem Eindruck seiner Weitgereistheit auf die andern.

„Gde si bio! Wo denn?"

„In Deutschland, in Dubrovnik, ja, auch in Split!"

Er sieht sich wieder, Hochachtung heischend, um, aber da näselt der Mekkapilger dazwischen, und ein anderer fährt auf, und dem *Kiridžija* wird bewiesen, daß Ragusa und Spalato gar nicht in Deutschland liegen. Da ist er aufrichtig betrübt.

Aber freundschaftlich und friedlich sitzen wir weiter alle im Schatten des großen Maulbeerbaumes beisammen und schmausen unbedenklich Feigen von der schwarzen, der süßen, der saftigen Art.

*

Südwärts, meerwärts gleitet der Zug mit dem Aussichtswagen.

Stets unheimlicher stehen die Bergmassen getürmt; der ewig graue, unnahbare, erbarmungslose Karst. Anderer Fels wandelt sich, durch Sonne, Schnee und Regen verwitternd, in

fruchtbare Ackererde; das Kalkgestein bleibt eisenhart; Saat würde auf ihm verdorren oder verwehen. Dafür trinkt es gierig aus hunderttausend Mündern das reichliche Regenwasser und macht die Oede noch öder. Den ganzen Sommer drückt die *„Brezvodnica“*, die Wasserlosigkeit auf dem Lande. Immer sind die künstlichen Brunnen an den Haltestellen der Bahn umlagert; Weiber, mit weißen Kopftüchern, weißen Hemden, weißen Hosen harren, den Spinnrocken tätig in der Hand, bis das schmale Fäßchen mit dem ersehnten, begehrten, unbezahlbaren Naß gefüllt ist; dann nehmen sie es auf den Rücken und tragen es oft Stunden weit in ihre Wohnstätten.

Auch lange, sehnige, braune Kerle treten herum, hagere Kerle; Dickbäuchige kennt die Hercegovina nicht. Sie scheinen Manns, selbst diesem toten Gestein ein winziges Stückchen Fruchtbarkeit abzuringen; da und dort ist dem Fels ein Fleckchen Wald, nein! Baumwuchs abgetrotzt, erste Vorstufe für Humusbildung. Rührend die Felderchen, wenige Geviertmeter messend, mit Steinen eingezäunt; wie lahm vom Bücken war der Rücken dessen, der das zustande gebracht hat! Daneben liegen flache Felsstücke, wie Grabplatten geschichtet, Grabplatten über so mancher menchlichen Hoffnung.



Hercegovina. Am Stationsbrunnen.

An die Seele greift die bitterste Armut dieses Landes; es ist unfähig, bei allem Fleiß und jeder Mühe seine Kinder zu nähren und hat darum die Unrast des Nomaden in das Blut des *Hercegovac* getragen. Die Viehzüchter im Süden sind gewöhnt, vor der Sommerdürre auf die frischen, grünen Bergtriften der nördlichen Hercegovina und Südbosniens zu fliehen. Dann sind

die Straßen tagelang in den Staub der ziehenden Herden gehüllt, der Klang der Schafglocken und Ruf und Lachen der Hirten erfüllt weit die Luft; im Hochgebirge bleibt Mensch und Tier bis zum „großen Schnee", zwei, drei, auch vier Monate. Umgekehrt steigen im Spätsommer Männer, Frauen, Kinder aus ihren leeren Felslöchern in die fruchtbarere Ebene und helfen gegen eine Handvoll Weizen bei der Ernte.

Anderwärts tuen sich die Männer eines ganzen Dorfs als Bauarbeiter zu einer Gruppe zusammen, unterstellen sich einem *Neimar,* einem Baumeister, und richten ihren Nachbarn in Bosnien und Dalmatien Steinhäuser, Kirchen und Brücken auf. Wieder andere hast du selbst in deiner Stammkneipe Spazierstöcke, Zigarettenspitzen, Geldbeutel und Taschenmesser verkaufen sehen; wir Stehkragen-Idioten spotten über die „Schlawiner", aber als *Torbar,* als „Rucksackträger" Oesterreich, Deutschland und ganz Mitteleuropa zu durchstreifen, ist ein armseliges, demütigendes, entmutigendes Gewerbe, und daheim haben sie Weib und Kind sitzen!

In den letzten Jahren drang der Ruf Amerikas bis in die Karsteinöde; die Riesenwerkstätten drüben lockten, und ganze Bataillone junger und kräftiger Männer haben sich über die See auf und davon gemacht; in den Vereinigten Staaten, in Argentinien, überall klingt der klassische Dialekt des Gebiets hier, die *lingua toscana* der südslawischen Mundarten. Von ganzen „Weiberdörfern" erzählt man, deren Männer für Jahre jenseits des Ozeans schanzen; manche Tragödie knüpft sich; viele sehen die herzlosen und doch geliebten Kalkfelsen der Heimat nie wieder. Aber die Lücken füllen sich rasch. *Hercegovina cio svijet naseli, a sebe ne raseli!* sagt das Sprichwort, die Hercegovina bevölkert die ganze Welt, ohne sich zu entvölkern.

In Schlangenwindungen hat sich der Zug durch Tunnels hochgearbeitet; in freiesten Berghöhen schweben wir; Adler, auf den Telegraphenstangen horstend, und niemand wäre überrascht. Die Sonne siedet auf dem Gestein, doch ein Frösteln und Frieren kriecht ob der rauhen, weglosen, pflanzenlosen, menschenlosen Todeseinsamkeit durchs Blut.

Aber oh Wunder! Da drunten, zwischen Bergmassen gepreßt, dehnt sich fruchtbarstes Feld; wahrhaftig, Tabak gedeiht, Mais wächst in üppiger Fülle; eine sattgrüne Grassee wellt bis an den Fuß des nackten Gesteins. Fata Morgana, zerfließe; wir reiben uns die Augen, wir unterliegen einer Sinnestäuschung nicht so leicht! Doch wir reiben uns die Lider und das Sinnlose verschwindet nicht, das Unmögliche ist da, bleibt da: Dörfer, von denen man sich matt und müde liefe und doch kein stehendes, kein fließendes Wässerchen erreichte, und an ihrem Rande sonnen sich Boote mit dem Kiel nach oben, und Fischnetze sind sorgsam ausgespannt! Fährt man hier auf dem Grase Kahn? Fängt man Fische aus der Luft? Sind wir in Münchhausens Reich?

Der Begriff *Polje* verscheucht den Spuk. Am *Popovo Polje,* dem Pfaffenfeld, fährt der Zug hin, ein Kessel, Dutzende von Kilometern lang, in dem das Karstgestein in seiner tückischen Art im Vorfrühling die niederrauschenden Regenmassen einschlürft, aber ist es gesättigt, so bricht jäh aus tausend Löchern und Ritzen und Spalten das Wasser sprudelnd hervor; Quellen, Rinnsale, Bäche, Teiche bilden sich jede Stunde neu, vereinigen sich: ein See entsteht! Die Bauern sehen ihn mit Vergnügen steigen; schließlich ist der Höhepunkt erreicht; der Wasserspiegel fällt schnell und schneller; es bleiben Teiche, Bäche, Rinnsale; bald werden auch sie von der Erde verschluckt und von dem ganzen Wasserzauber ist fetter Schlamm und gutbewässerter Boden des Landmanns wonniger Rest; die reichsten Ernten der Hercegovina werden in diesen *Poljes* eingeheimst, und wirklich sind ihre Anwohner Amphibien; im Vorfrühling werfen sie dort aus Kähnen ihre Fischnetze aus, wo im Sommer ihre Tabaksblätter reifen.

Ade, *Popovo Polje!* Mit der Dämmerung dreht sich der Zug schroff der Küste zu; die Nacht kommt, Stationslaternen blinken. In dieser Gegend wurde vor etlichen Monden ein kleiner bescheidener Personenzug, just einer wie unserer, von einer Räuberbande zum Stehen gebracht; alles hob unter der Suggestion vorgehaltener Flinten die Hände und ließ sich aus-

plündern; nur der Schaffner des Postwagens, ein hartköpfiger und pflichttreuer Schwabe, wollte das ihm anvertraute Gut schützen und wurde niedergeschossen.

Aber keine Bange! Da leuchten schon die Lichter von Gravosa; Seeluft, Seeduft erschnuppern die Nüstern; mit dem Schienenstrang ist es zu Ende.

Im Auto fegen wir die köstlich glatte Fahrstraße hin; eine Viertelstunde, und da ist es, Ragusa, Dubrovnik, die Meer- und Märchenstadt. Es duldet uns nicht im Zimmer. Noch um Mitternacht gehen wir durch die leere, stolze Hauptstraße; die Fliesen hallen unter unsern Schritten; vorbei an kühnen Fassaden, unter trotzigen Mauern hin, durch feuchte Torbogen, durch Schläuche von Gäßchen, über ausgetretene Stufen, und stehen am äußersten Ende des Kais wie auf einer vorgeschobenen Bastion.

Die Ellbogen auf die meterdicke Mauer und das Kinn in die Hände gestützt, blicken wir lange in das grenzenlose Dunkel hinaus und lauschen der Adria, die ihre Wellen gegen die Quadern wirft, eintönig, unermüdlich, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

*

Nachts der letzte Blick aus dem Fenster nahm Fächerpalmen mit, die vor einem glühenden Mond ihre Finger spreizten. Morgens tritt man, nach verzweifeltem Kampf gegen lästige Stechfliegen, in die lichte Welt. Mandelbäume grüßen aus den Gärten, steile Zypressen zeichnen dunkle Striche, Pinien heben hellgrüne Kronen gegen einen türkisblauen Himmel, Kakteen haften zäh am Felsrand, aus dem Kranz breiter, fetter Blätter schießt die Agave ihren Blütenpfeil meterhoch steil hinan, und das Meer schmückt mit dem weißen Spitzensaum seiner Brandung den steinernen Strand. Mandelbäume, Zypressen, Pinien, Kakteen, Agaven, und die Adria und die Adria — der gefährliche Rausch des Südens kommt über den Nordmenschen, die sommerliche Luft, vom Seehauch entgiftet, prickelt wie Champagner, das Blut fließt leichter und rascher, die Lippen öffnen sich halb wie zu Küssen.

Trunken ist man vor lauter Frühling! Demütig ist man vor lauter Frühling!

In diesem ewig schimmernden Frühling liegt die einzige Stadt wie ein eiserner Panzerhandschuh auf buntem Seidenkissen.

Quadermauern umgürten sie von jeder Seite; kreisrunde, gewaltige Bastionen sind dem Meer wie dem Feind entgegengewuchtet; aus winzigen Luken, aus schmalen Stückpforten blinzeln sie hochmütig über die Wellen hin. Das Fort Lovrenjac wächst aus steilem Felsen heraus, ist mit dem Fels verklammert,



Ragusa. Fort Bokar.

von Menschenhand behauener Fels auf den natürlichen Fels getürmt; an seinem Fuß wäscht gierig die Salzflut. Gegenüber schwingt sich Fort Bokar auf mehreren Terassen empor, Staatsgefängnis in den letzten Jahren der Republik; darunter führt ein unterirdischer Kanal durch ganz Ragusa. Die Mauer aber stürzt sich hinab und hinan bis zu dem trutziglichen Minčetaturm, der landeinwärts seine dräuende Front kehrt.

Jeder Stein dieser Festungswerke ruft sein barsches Halt. Aber es ist nicht so schlimm gemeint. In Nischen über den Toren und an den Ecken der Bastionen steht mit Stab und

Mitra der heilige Blasius, *Sveti Vlaho,* ein gar milder, gar nicht kriegerischer Herr, ein Pazifist geradezu. Unter seinem Schutz hat die Feder durch Jahrhunderte Ragusas städtische Freiheiten und Rechte erhalten, die das Schwert unweigerlich verloren hätte. Was ist da viel zu reden? Ein kleines Gemeinwesen, zwischen mächtigen Nachbarn eingequetscht, von starken Neidern umlagert, mit dem Auf-den-Tisch-schlagen war da nichts getan. Schon so mußten die Herren vom Senat und Großen Rat oft die Köpfe anstrengen, um nur mit einem blauen Auge davonzukommen. Man schloß eben schlaue Verträge, spielte das Spiel mit den verschiedenen Kugeln, hielt die türkischen Karavellen durch die venetianischen Galeeren im Schach, auch umgekehrt. Die Ragusaner waren sehr gute Katholiken, Lieblingskinder des Papstes, aber mit dem Großtürken haben sie schon früh angebandelt, beileibe nicht aus Neigung oder Ueberzeugung, nein, der Sicherheit halber und der Geschäfte wegen; da ist nichts bei, nicht wahr? Ohne romantische Umschweife: sie haben ihre Freiheit immer aufs neue in bar gekauft, rechts und links goldene Händedrücke ausgetauscht, nach Konstantinopel einen Jahrestribut von dreißigtausend Gulden gezahlt und auch nach Wien zu Zeiten ein stattliches Sümmchen.

Aber diplomatische Schlauheit gehörte gewiß dazu, und zäh waren sie und nicht unterzukriegen. Einmal, im sechzehnten Jahrhundert, fraß die Pest von den dreißigtausend Einwohnern zwei Drittel von der Erdoberfläche weg, und 1667 sprang das Erdbeben die Stadt an; die Häuser brachen auseinander, die Paläste barsten; eine ganze steinerne Herrlichkeit stürzte in einen Trümmerhaufen zusammen.

Immer rappelte sich Ragusa wieder auf, und im ganzen fuhr bei der gerissenen Politik des: Hand wird nur von Hand gewaschen! der Freistaat gut. *Parva domus Ragusa, sed sufficit Orbi!* Ein kleines Haus ist Ragusa, doch leistet es dem Erdkreis Genüge. Mit den Sarazenen, mit den Serbenzaren, mit den ungarischen Königen, mit den Osmanen, mit der Krone Spanien, mit dem Papst, mit dem Dogen von Venedig, mit den Neapolitanern und dem deutschen Kaiser und schließlich noch mit

Franzosen und gar Russen hatte die Republik schiedlich-friedlich oder anders zu tun. Schon im dreizehnten Jahrhundert war sie Bankier und Handelsmittler des serbischen Nemanjidenreichs; durchs ganze Mittelalter zogen von hier getrost die beladenen Saumtierkarawanen ins Innere der Balkanhalbinsel; der Tuchhandel in Sofia, die Ausbeutung der Silbergruben von Novo Brdo, die Salzgewinnung in Stagno — alles lag in den Händen der Ragusaner; kaufmännische Siedlungen unterhielten sie durch den ganzen slawischen Süden hin, im bosnischen Foča, im serbischen Belgrad, im bulgarischen Philippopel, in Adrianopel, in Rustschuk und Silistria. Ein Konsul der Republik saß im sechzehnten Jahrhundert in Aegypten, und ihre Kauffahrer schwammen auf allen bekannten Meeren mit den spanischen, den holländischen, den französischen, den englischen um die Wette; nach der Entdeckung Amerikas zeigte sich die Flagge mit dem heiligen Blasius auch auf den neuen großen Seeverkehrsstraßen. Und das Gold klim-



Ragusa. Tor zum Hafen.

perte in den Kasten und stolze Bauwerke kündeten den Reichtum der herrschenden Sippe.

In der Wärme dieser Wohlhäbigkeit gedieh im sechzehnten Jahrhundert der lateinische Humanismus, die italienische Renaissance zu Blüte und Frucht. Phantasiemenschen waren sie ja eigentlich nicht, die Ragusaner, trotz dieses Himmels, trotz dieser Luft, trotz dieser Sonne, trotz dieser See! Sie rechneten, sie schacherten, sie makelten, sie machten's mit dem Kopf und nicht mit dem Herzen. So leisteten sie das ihre in der Heilkunst, der Mathematik, der Physik, der Astronomie; das berühmte Werk des Nicola Gozzi *„Dello Stato delle Republike"*, die *„Instituta de Republica administranda"* des Stefano Gradi, Benedetto Cotruglis Lehrbuch der Handelswissenschaft *„Della Mercatura"* waren keine Luftgespinste, sondern praktische, nützliche, sehr nüchterne Bücher.

Aber von der ragusanischen Dichterschule habt ihr gehört? Ja, da ist Djordjić, da Ranjina, da Palmotić, da ist vor allem Gundulić mit seinem „Osman", einem Heldensang auf den Polenkönig und Türkensieger Vladislav. Diese Dichter schrieben in der serbokroatischen Mundart Ragusas, aber südslawische Nationaldichtung war ihr Wirken nicht. Aus dem Volkslied pflückten sie vielleicht manche Blüte, aber in Stoff und Darstellung pausten sie italienische Vorbilder getreulich durch. Patrizier, von italienischer wie patrizischer Gesittung durchtränkt, rühmten sie sich, das reinste Italienisch zu sprechen, und hätten es entsetzt abgelehnt, je aus den Tiefen des Volksbewußtseins zu schöpfen. Dichtere Mauern als die um ihre Stadt schieden sie schon von den reichen Bürgern und Handelsherren, und erst von der Masse!

Ah, da bi uviek jakno sada
živio miran i slobodan
Dubroviče bieli grada,
slavan svietu, nebu ugodan!

sang damals Gundulić,

Ach, daß jetzt und immerdar
in Frieden und in Freiheit lebte
Ragusas weiße Stadt, der Welt
zum Ruhm und Gott ein Wohlgefallen!

Aber der Wurm saß schon im Holz. Die Geschlechter gerieten sich in die Haare, und das Patriziat hatte sich gegen das andrängende Volk zu wehren, und mit der naiv mittelalterlichen Bestechung in der auswärtigen Politik klappte es auch nicht immer mehr. Am Ende drang gar vom Geist der französischen Aufklärung ein Hauch durch diese festen Mauern, ihr lieben Leut! und das große Aufwaschen der Revolutionszeit wischte auch die Republik mit fort. Russen, mit Montenegrinern verbündet, schlugen sich unter ihren Wällen, aber am letzten Januartag 1808 brach sporenklirrend und säbelrasselnd ein simpler französischer Oberst in den Sitzungssaal des Rektorenpalastes, lümmelte sich ohne jede Ehrfurcht in den Thronsessel des Rektors und verlas mit vollkommener Gleichgültigkeit das Dekret Napoleons, das den Staat Ragusa für erledigt erklärte.

Doch die Stadt Ragusa blieb auch in dem farblosen Jahrhundert, da sie nichts als eine Provinzstadt Oesterreichs war, voll Reiz und Duft, und heute strahlt Ragusa, strahlt Dubrovnik durch den Glanz seiner Vergangenheit über alle Städte dieser Küste und dieses Landes!

*

In den Gärten krähen die Hähne, von den Türmen läuten die Glocken, das Meer trägt feierlich weiße Schaumkämme; Sonntagmorgen ist!

Genießerisch tritt man ans Fenster und grüßt, quellenden Glückes voll, die vor den Blicken liegende Stadt, das Gewirr der hohen und niedern Dächer, den vierkantigen Turm der Franziskanerkirche, Schiff und Kuppel von *Santa Maria Maggiore*, die Festungstürme, Bastionen, Mauern, die kahlen Berge dahinter und rings in der Nähe und Weite die See, die Salzflut, die Adria.

Dann knüpft man die Krawatte und schreitet durch eine Maulbeerallee zur Stadt, beschwingt und selbstverständlich, gleich einem ihrer dreizehntausend Bewohner.

Nah außerhalb der Umwallung, an dem Platz *Brsalje* zögert der Fuß; immer wieder lockt es, an die Mauer gelehnt, durch die Enge zwischen Fort Bokar und Lovrenjac die Wogen

in breiter Front anrollen, als Gischt über Klippen und Spitzen springen, als blauer und weißer Schaum am Fels zerfließen zu sehen. Dann kommt die Brücke; unten im Festungsgraben wuchert Oleandergesträuch und Lorbeergebüsch um hohe Pappeln; dem heiligen Basilius über dem Tor, das nach der Vorstadt Pile den Namen führt, nickt man vertraut zu. Das Tor drängt zwischen bemoosten Mauern zu einem zweiten Tor, und dann, dann holt man einmal tief Atem.

Denn ein Wunder ist vor dir aufgeblättert; der volle Duft lateinischer Kultur dringt wie aus einem Blütenkelch auf dich ein; man ahnt Venedig, man wittert Florenz, man kann sich fürder eine Italienreise sparen. Zur Rechten, zur Linken, gerade aus — wohin der Blick greift, strömt alles unnachahmlichen Hauch aus; jeder Stein ist Ueberlieferung, jede Nische Geschichte, jedes Haus ein durch Geschlechter Gewachsenes. Da ist mit Wasserspeiern und Säulen und plätscherndem Naß der runde Onofrio-Brunnen. Hinter den festungsähnlichen Mauern der Franziskanerkirche gegenüber wird die Messe gelesen; Weihrauch durchzieht den kühlen Raum, Frauen blicken aus dunklen Augen von der Andacht auf; der Dichter des „Osman", Gundulić, liegt hier begraben. Der Kreuzgang des Klosters leitet mit anmutig achteckigen Doppelsäulen um einen Hof; inmitten schaut von einem Brunnen aus Blattgrün und Kletterpflanzen der heilige Franziskus in Marmor gradaus aller Kreatur brüderlich verbunden. Wer will, kann sich im Kreuzgang selbst in der ältesten Apotheke Europas, 1317 gegründet, Hustenplätzchen kaufen oder Salbe gegen den Sonnenbrand.

Und man geht nicht auf Pflastersteinen, nein! auf Fliesen wie in einem Burgsaal stracks dem Kern von Ragusa entgegen; diese einzige wirkliche Straße der Stadt, die *Placa,* der *Stradone,* ist ganz breit und hat Raum für fröhliche Festzüge und freudige Mengen. Ihre Häuser wurden nach dem großen Erdbeben auf Geheiß des Senats alle gleich hoch, alle in derselben Art gebaut, viele mit einer Säulenhalle, dem Warenlager, im Erdgeschoß. Haus ist von Haus, jedes ein Block für sich, durch den gleichen Zwischenraum getrennt; so laufen zur Linken zwischen hohen Mauern schmale Rinnsale von dunklen

Ragusa. Divona.

Gäßchen mit vielen steinernen Stufen den Berghang hinan. Rechts liegt im Ebenen ein Gitterwerk ähnlicher enger Gäßchen; kaum dringt die Sonne je zu den Fleischerläden und Weinschenken dieser Schachte hinab.

Nur wenige hundert Schritt weiter, und auf geringe Fläche zusammengedrängt tönt voll und stark alle verklungene Herrlichkeit Ragusas: das alte Zollhaus, die *Divona,* mit der Münze im ersten Stockwerk, am Tor, nach der Vorstadt Ploče benannt, der schlanke Uhr- und Glockenturm, der Rektorenpalast, abschließend der Dom *Santa Maria Maggiore* oder *Gospa,* wieder im Vordergrund die Kirche *Sveti Vlaho,* davor eine Rolandssäule aus Stein, minder wuchtig als am Rathaus zu Bremen und in einen langen Flaggenstock sich verjüngend; wie viele Jahrhunderte wehte an ihm das weiße Fahnentuch mit dem Bild des Heiligen!

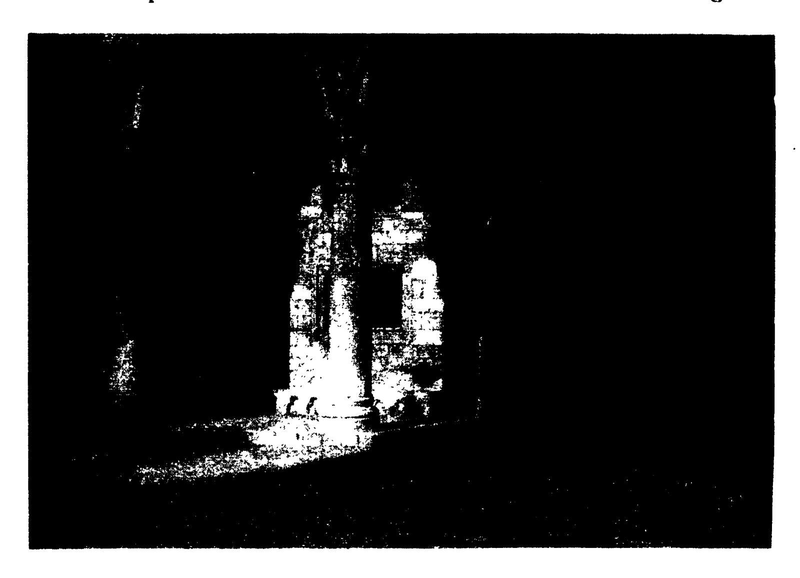
Säulen, Kapitäle, Rundbogen, Spitzbogen, Arkaden, Vorhallen, Reliefs, Freitreppen, Balkone, Portale, Torzierrate, Heiligenbilder; venetianische, romanische Baukunst, Gotik, Renaissance, Barock; seine Lebtage vergißt man nicht die Front der Domkirche *Gospa,* klar und glatt wie eines Engels Stirn, und wie man versunken in die ernste Sprache der romanischen *Divona* steht und sich kehrt, und das heitere, festliche, fast leichtsinnige Barock der Blasiuskirche aufleuchtet.

Des Jackettsacks und der Hosenröhren des zwanzigsten Jahrhunderts schämt man sich; man neigt den Kopf wie unter einem Sammtbarett, und die Linke tastet nach dem Degengehenk; dort der Vorhalle des Rektorenpalastes wird sogleich der Einmonatsherrscher dieser Republik, der Rektor, zu einer Staatszeremonie feierlich entschreiten, in scharlachfarbenem Mantel, eine rote Kerze in der Rechten, gefolgt von all den stolzen *Gospari,* den Herren des Senats und Großen Rats, und eine Musikbande auf den Fersen.

Aber 1921 ist, nicht 1521; die Sonne prallt auf die Steine, und in dem Schatten der Vorhalle läuft, nicht in Scharlach, sondern in Lehmgelb gekleidet, ein Posten auf und ab, irgend ein ahnungsloser Bauernbursch aus der Šumadija. Wieder soll

der ehrwürdige Bau ein *Dvor,* ein Hof werden, drinnen schaffen eifrig kalkbekleckerte Arbeiter, und wenn König Alexander Dubrovnik besucht, wird er hier absteigen.

Zeigt ihm dann getrost auch, was jedes Kind in Ragusa kennt, das plastische Bildwerk oben in der linken Ecke der Vorhalle! Die alten Senatoren und weisen Ratsherren hat es nie gestört, und nur unter unserem unfrohen Himmel schriee ein Sauertopf nach Schutzmann und Staatsanwalt und Feigen-



Ragusa. Rektorenpalast.

blatt. Es ist auch ganz harmlos: nur ein Bär stürzt sich auf eine nackte Frau, nur eine nackte Frau gibt sich mit einem Bären ab.

Andern bietet in der Schatzkammer der Kirche *Gospa* der Kinnbacken des heiligen Stefan sittlichere Erbauung oder ein Stück von der Hirnschale des heiligen Blasius; jedem das Seine! Wir jedenfalls schwenken über den Marktplatz, nur eine kurze Gasse weiter, wo Gundulićs Denkmal von Taubenschwärmen umgurrt und umflattert ist, und finden ein freies

Tischchen auf der Terrasse des Rathauskaffees, gegenüber von *Sveti Vlaho,* zwischen *Dvor* und *Divona,* dicht bei Roland und Fahnenstange.

Auf dieser Terrasse den Saft einer Zitrone, in Eiswasser geschüttet, ganz leicht gezuckert, langsam und auskostend zu schlürfen, gehört zu den edleren Genüssen eines sehr heißen Sonntagvormittags.

*

Ragusa, nein, Dubrovnik ist ein edles lateinisches Gefäß, in dem der edelste slawische Wein braust.

Was in der Stadt erstarrt und tot ist, die Steine, die Architektur, die Kirchen, die Häuser, die Vergangenheit schmeckt nach Italien, aber was Leben in jeder Steigerungsform heißt, die Menschen, ihre Gefühle, ihr Geschehen und ihre Geschichte, ihre Gegenwart und Zukunft ist rein südslawisch. Zwar spürt man ab und zu noch auch im Lebendigen, daß drüben im Westen, nur durch ein schmales Meer, eine kurze Seefahrt getrennt, das große lateinische Kulturzentrum liegt. Auf der Speisekarte stehen *Spaghetti,* die der Serbokroat im Landesinnern *Rezanci* nennt und, so oder so, mit geriebenem Käse bestreut ein voll schwingender Ton in der Symphonie eines Mittagsmahls sind; sie zu bestellen, ruft man den *Cameriere* statt wie in Agram den *Konobar* und in Belgrad den *Kelner.* Als übertreibendes Beispiel für die italienischen Arabesken im Teppich der slawischen Mundart Dubrovniks wird gern ein Satz angeführt, der besagt, daß der Dampfer in den Hafen eingelaufen ist, angelegt hat und morgen seine Fahrt fortsetzen wird. In rechtem Serbokroatisch: *Parobrod je stigao u luku i pristao uz obalu, sutra će otplovititi dalje.* Aber der Dubrovniker wälscht, kauderwälscht: *Vapor je arivo u porat i akosto, sutra će partit.*

Fällt der Blick auf Dr. Ljubo Leontić an unserem Tisch, glaubt man auch an eine lateinisch-slawische Blutmischung bei den Menschen. Wie er dasitzt, Ausgeglichenheit und Kraft in jeder Bewegung, auf schlanker Gestalt ein fein geschnittener römischer Kameenkopf, ist beherrschte Feurigkeit seines Wesens Grundzug, und seine junge Gattin gemahnt an eine Römerin

Ragusa. Marktplatz.

Feuerbachs. Auch der Name — nur das *ć* braucht wegzubleiben, und kein d'Annunzio weigerte dem Signor Leonti den Bruderkuß. Oft sind hier im Lauf der Entwicklung die Namen wie Bachkiesel abgeschliffen worden, nach dem Italienischen und nach dem Südslawischen hin: aus Glović ward Clovio, aus Gospodnetić de Dominis, aus Lučić Lucio, aus Sorkočević Sorgo und wiederum aus Bona Bunić, aus Gozze Gučetić, aus Gondola Gundulić, aus Ceron Crević, aus Pazza Pucić und Djurković aus Giorgi.

Aber Dr. Leontić ist in jeder Herzfaser begeisterter und überzeugter Südslawe. Schon seit langem hat die große Bewegung, die von dem Bastillensturm sich wellenförmig über die ganze Erdoberfläche fortpflanzte und überall das Volk zur Nation wachrüttelte, die Serbokroaten am Adriagestade erfaßt. 1850 kam der Sachse Kohl auf einer Fahrt durch den slawischen Süden nach Dubrovnik, sah sich um, spitzte die Ohren und vermerkte in seiner Reiseschilderung, „daß auch unter den Ragusern jetzt die slawischen Sympathien sehr vorwalten, daß sie sich im Grunde alle für reine Slawen ausgeben und halten und an allen slawischen Angelegenheiten den innigsten Anteil nehmen."

Damals rüstete sich Pero Čingrija zu der großen Aufgabe seines Lebens, Führer des dalmatischen Volkes zu nationalem Selbstbewußtsein zu sein; er war gerade zweiundzwanzig. Von dieser seiner Jugend erzählt er in den unvollendeten Erinnerungen, von dem starken Einfluß italienischen Geistes in Schule und Haus, von der Vertiefung in die italienische Literatur, von dem üblichen Studium auf der Universität Padua; dann das Erwachen der Intelligenz in den sechziger Jahren, die Tätigkeit der *„Narodna Stranka"*, die Kämpfe gegen die *Talianaši,* die italienisch Gesinnten, und es war häufig so, daß die Nationalbewußten, oft Sprossen alter Patriziergeschlechter, besser italienisch als serbokroatisch sprachen, und die italienische Partei, vielfach Emporkömmlinge aus der Unterschicht, die Sprache Dantes nur radebrechte! Von einem Gegensatz zwischen Serben und Kroaten wußte man anfangs nichts; dann sprang er auf, war erst nur Unterschied zwischen

den stürmisch und den bedächtig aufs gleiche Ziel Losstrebenden und verschärfte sich nachher zum regelrechten Stammeswiderstreit; o weh! böse Jahrzehnte waren zerrissen durch Bruderzank und Bruderhaß. Aber Pero Čingrija erlebte noch tätig den großen Wendepunkt und die endliche Erfüllung; er half 1905 der Fiumaner Resolution ans Tageslicht, von der stracks der Weg zur Resolution von Zara, zur Ueberwindung der Stammesgegensätze, zur serbisch-kroatischen Koalition im Agramer Landtag, zur südslawischen Einigung führte.

Bei der Bestattung des großen Bürgers von Dubrovnik sprach am Grabe Dr. Ljubo Leontić als Bannerträger der jungen südslawischen Generation Dalmatiens. Elf Jahre sind's jetzt, in jener gärenden Geburtszeit des modernen südslawischen Gedankens — serbisch-kroatische Koalition, bosnische Annexionskrise, Balkankriege — hat er vor der Omladina, der entflammten Jugend der Stadt, für die nationale Einheit der Serben, Kroaten und Slowenen Zeugnis abgelegt; die erste Versammlung unter Habsburgs mißtrauischen Augen, die nach Abschüttelung der Fremdherrschaft rief und über veraltete Grenzen hinweg den staatlichen Zusammenschluß alles Gebiets heischte, das südslawisch war; nachher zog man hindann und verbrannte eine schwarzgelbe Fahne. Dieser Nationalismus der Jungen war ungetrübt durch Chauvinismus und Imperialismus, nicht umnebelt durch romantische Gefühlsseligkeit und staatsrechtlichen Dogmatismus und blieb sich seiner nationalen Verantwortung bewußt, eine lautere Idee, und viele von den Führern jener Jugend sind in den Blutjahren Europas für ihren Glauben auf dem Schlachtfeld gefallen, in der Gefangenschaft gestorben, in der Verbannung verdorben. Leontić aber streute in der Emigration Saat aus, die aufgehen mußte, wirkte in der Schweiz, warb in Frankreich, durchreiste Amerika; sein Name stand im August 1915 unter dem Genfer „Manifest der Südslawischen Vereinigten Jugend", dem Masaryk die Vorrede schrieb; nicht mit Unrecht nennt er darum sein Dubrovnik die Wiege des südslawischen Gedankens.

Eine kluge und beschwingte Wochenschrift leitend, schafft Dr. Leontić auch fürder an dem großen Werk der geistigen

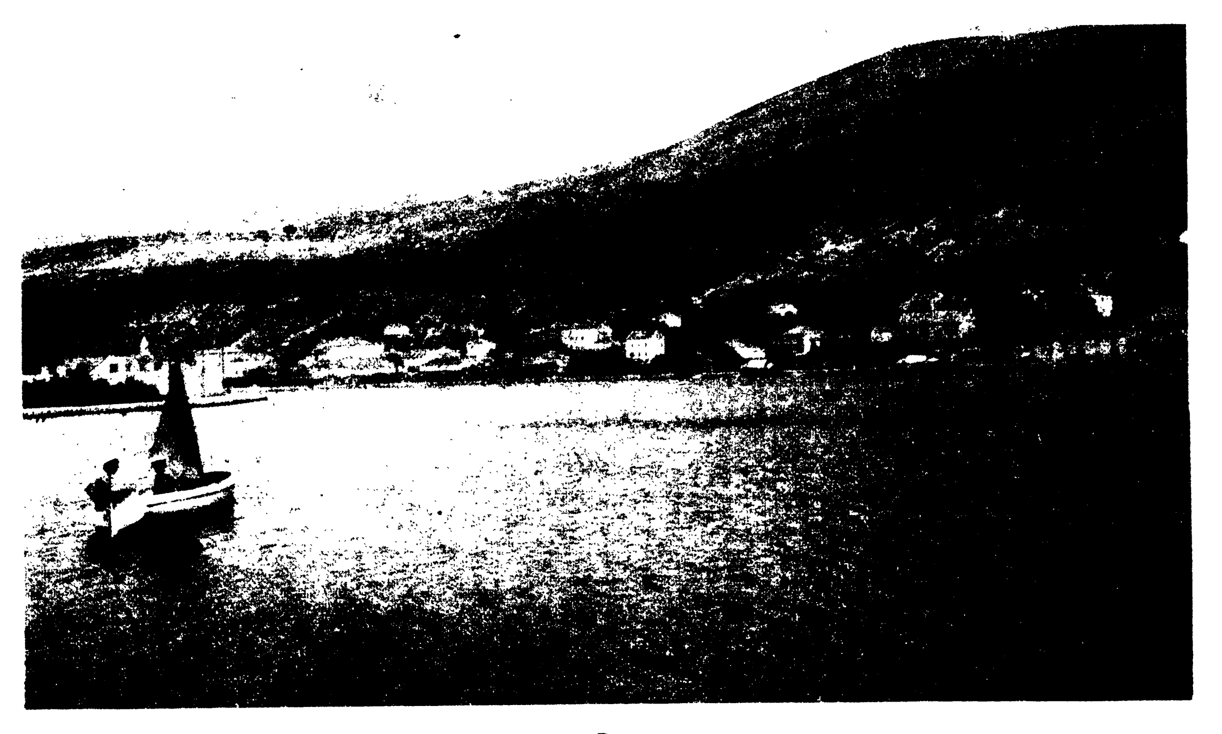
Verschmelzung von Serben, Kroaten und Slowenen in die neue Begriffseinheit Südslawe. Der Name des Blattes ist „*Rad*". *Rad* heißt Arbeit.

*

Die Barre der Halbinsel Lapad sperrt eine geräumige und geruhige Bucht ab; hier ist selten richtiger Wellenschlag; hier liegen unbewegt, Lapad gegenüber, vor Gravosa oder Gruž, die großen Dampfer aus Triest und Spalato neben den kleinen aus Cattaro und Sebenico.

Auf Lapad hat Ivan Meštrović sein Heim mit einem üppigen Garten an weißer Straße. Durch den Besuch aufgestört, entwindet sich der Meister hinter dichten Moskitonetzen dem Nachmittagsschlaf. Dann sitzen wir auf der flachen Terrasse, die Wellen der Bucht, aufblitzend wie Silberfische, drüben in der Sonne leuchtend die Häuser von Gruž, dahinter die trotzige Berglehne als Augenweide vor uns; es ist schon ein würdiger Sitz für einen großen und freudigen Künstler.

Ein paar hundert Schritt weiter liegt mit Hof und Holzschuppen seine Werkstatt. Ein Mausoleum ersteht dort für die Familie eines reichen Reeders Račić; schon die Teile künden beredt von der stets wachsenden Schöpferkraft dieses formenden Geistes und von einer neuen Stufe seiner Entwicklung, die etwa von Rodin kommt und über die Aegypter führt. Eine Kapelle mit Kuppel wird es, mit einem Altar, mit Engeln im Innern und einer Mutter Gottes, die mit sorgender Zärtlichkeit ein Jesuskind auf dem Arm hält, die Ur-Mutter, und der Hintergrund ist mit Puttenköpfen bevölkert, von denen jeder wie Agnes Sorel aussieht. In Cavtat, Ragusa Vecchia, anderthalb Meilen südlich von Dubrovnik, auf vorspringender Klippe errichtet, wird sich das Grabmal auf dem Friedhof erheben, weit dem Meere sichtbar, dem die Familie Račić ihre Schätze dankt. Noch nach hundert, nach zweihundert Jahren und später werden sich die Schiffsgäste der gelassen vorüberrauschenden Dampfer an die Reeling drängen und hinüberdeuten: Dort das Schimmernde, Weiße, der Tempel, das ist von Meštrović!



Gruž.

Gruž ist Dubrovniks eigentlicher Hafen. Die Stadt selbst hat nur einen kleinen heimlichen Anlegeplatz, an Bastionen und Festungsgemäuer geschmiegt. Nichts als niedrige Fischerboote siehst du hier mit geflickten Segeln; es riecht nach Teer, nach Tauwerk, nach Tang, nach Meergetier.

Ein gedrungenes Muskelbündel mit aufgekrempelten Aermeln rudert uns zur Insel Lokrum. Dr. Leontić erzählt von der Glücksstadt Dubrovnik, die keine Oefen kennt, von der Leichtigkeit des Lebens auch für die armen Leute, früher, vor dem Krieg. Man lebte von nichts, alles war zufrieden, die Sonne segnete den Arbeiter und den Faulenzer. Aber nur halb überzeugt knurrt der Ferge vor sich hin; über die Wellen hinauf, hinab schaukelt das Boot.

Am Strand von Lokrum widerstrebt man nicht und läßt sich mit der lockenden Adria ein. Kein Strand ist hier, sondern schroffes Klippengezack, Felsterrassen, Steinwände; durch das klargrüne Wasser sieht man tief unter der Oberfläche andere Spitzen und Blöcke. Mit Wollust wirft man sich in die Salzflut. Das Meer ist nicht etwa ein chemisch erklärbares Gemengsel von soundsoviel Teilen Sauerstoff, Wasserstoff, Salz, sondern etwas Lebendiges, ein beseeltes Wesen, auf ein wenig rauhe Scherze jederzeit erpicht. Solange du dich weit vom Ufer schaukelst, zeigt es eine heuchlerisch glatte Miene. Aber strebst du dem Lande zu, springt es mit einem Satze lachend an und will dich mit Gewalt an die Klippen schleudern und dir die Rippen ein bißchen zerknacken; du entrinnst noch gerade, und es spuckt wütend Gischtspritzer hinter dir drein.

Jahrhunderte sind, bis in die Tage der französischen Revolution, die weisen Väter des Benediktinerordens in Beschaulichkeit über die Insel gewandelt und haben Gott jeden Morgen für ihre Wunder neu gedankt. 1850 fand Kohl Lokrum um den Spottpreis von achttausend Gulden verkäuflich. Die Habsburger schlugen zu und bauten das Kloster zu einem Landsitz um. Erzherzog Maximilian hat unter diesen Pinien manche Stunde aufs Meer hinausgeträumt, sicher hat er vor den Flintenläufen von Queretaro einen Augenblick auch dieser verlorenen Seligkeit gedacht. Nach ihm trug Kronprinz Rudolf seines

Blutes Unrast in das süße Schweigen des Eilands; nach dem Tag von Meyerling streifte Stefanies schwarzer Witwenschleier manchmal das Grün der Hecken entlang. Danach zeigten sich zwischen Bäumen und Büschen wieder Kutten, die der Dominikaner, und jetzt dient der Mönchssitz von einst, der Fürstensitz von einst als Staatseigentum armen, blassen Kindern zur Erholungsstätte.

Der leitende Arzt, Dr. Škurla, selbst nach schwerer Krankheit aus Sarajevo zur völligen Gesundung hierher versetzt,



O Ägir, Herr der Fluten . . .
Gegenüber von Lokrum.

entstammt der geistig gerichteten jungen Generation um Milan Marjanović; *Obnova,* Erneuerung, materielle und moralische, sittliche und seelische Erneuerung des Südslawentums ist Stichwort ihres Handelns. Mit ihm wandern wir von Raum zu Raum, an verödeten Mönchszellen vorbei, durch erzherzögliche Wohnzimmer mit wehmütig verschossenen Empiremöbeln, hinunter in den Kreuzgang. Fünfzig Knirpse sitzen dort an langen Tischen, der Abendmahlzeit harrend, mit Teller und Löffel klappernd,

plappernd, neugierig die Fremdlinge bestarrend, von freundlichen Nonnen mit großen weißen Flügelhauben betreut. Der Falke geht an den Bänken entlang und sucht aus Kopfform, Haarfarbe und Gesichtsschnitt die Herkunft der einzelnen zu ermitteln; aus Kroatien, aus Makedonien, aus der Vojvodina, aus Dalmatien, aus vielen Teilen Serbiens, von überall her ist südslawischer Nachwuchs da.

Dann schweift man wie auf der Suche nach der blauen Blume durch das Zauberreich dieser verwunschenen Insel. Alles wächst durcheinander und überwuchert mit der üppigen Pracht des Südens Weg und Steg; Orangen- und Zitronenbäume, tropische Lianen, mächtige Farrenkräuter, Palmwedel, Myrthengebüsch; dann urwaldhafte Baumgruppen, Pinien mit stolz gehobenem Haupt, immergrüne Eichen; dazwischen zerbröckelnde Hermen, Ruhebänke aus Stein, von Blattgrün übersponnen.

Einmal hemmt den Schritt eine Fülle dunkelgrüner Schoten, zum Trocknen auf der Erde ausgebreitet, Früchte des Johannisbrotbaumes über uns. Man hebt eine auf und knabbert sich in Erinnerungen hinein. O Kindheit! O Lädchen der Marsoth auf dem Metzer Schulweg in der *rue Mazelle*, wo es Lakritzschlangen gab und Süßholz . . . . und Johannisbrot!

Dann wieder blickt man in einen weiten Trichter, einen Felskessel, wie durch eine Explosion ins Gestein gerissen, mit Wasser gefüllt: das Tote Meer, unterirdisch verbunden mit der lebendigen See dort, der Adria.

Ueber ihre weite Flut fliegt es in den Gold- und Kupfer- und Bronzetönen eines Sommersonnenuntergangs.

Wir stehen lange und schauen und drehen uns.

Die Dämmerung webt graues Gespinst von Baum zu Baum und von Busch zu Busch. An den Reiz der seltenen Stunde ganz hingegeben, streifen wir, einsilbig geworden, durch diese selig verwilderten Gärten.

Zum guten Ende sind wir an festlich gedecktem Tische aufgereiht. Außer Dr. Škurla und neben Lajo und dem Falken Dr. Leontić und sein Mitarbeiter, ferner ein sittiges Fräulein aus Semlin, in Gedanken schon halb in Hellerau, wo sie die Dalcroze-Schule drei Jahre besuchen will, endlich der Lehrer

des Kinderheims und die Lehrerin, eine junge Ragusanerin; im Gespräch nennt sie sich eine Serbin, aber gelegentlich auf ihren orthodoxen Glauben hin angetippt, bekennt sie sich als Katholikin. Außer den *Šokci* und *Bunjevci* in der Bačka hat auch Dubrovnik katholische Serben.

Die Stühle stoßen rücklings an dichtes Gebüsch, die Luft ist von einer frauenhaften Weichheit, eine geheimnisvolle Schattenwelt lagert ringsum, Windlichter leuchten über den Tisch und all die hellen Gesichter, und jäh läßt man das erhobene Glas sinken und gerät ins Sinnen: Seit 1914 hockte man wie in dunklem Kerker, Gitterstäbe vor dem Fenster, die Sehnsucht nach der gärenden Welt im Herzen, und jetzt sitzt man hier in der Blütenwildnis der Insel Lokrum, drüben funkeln die Lichter von Ragusa durch die Spätsommernacht, und gedämpft tönt das Rauschen der Adria in unser Plaudern und Lachen.

*

Mit dem elektrischen Licht ist es eine Plage; in Belgrad gab es um halb eins ein Flimmerzeichen und erlosch mit unbalkanischer Pünktlichkeit um eins, das kleine Užice strahlte die ganze Nacht im magischen Schein, und in Dubrovnik leuchtet man schon um halb zwölf mit Streichhölzern herum.

Aber auch Stearinkerzen sind Lichtquellen, und eine Stunde nach Mitternacht stellt der schweigsam schmunzelnde Wirt noch einmal weißes Brot und rosa Schinken zu dem schweren Dalmatinerwein auf den Tisch. Zwei helläugige Slowenen sind Zechgenossen dieser Nacht, wie die meisten ihres Stammes von deutscher Kultur ganz durchsättigt. Aus ihrem Munde steigt das hohe Lied der serbischen Schlamperei zur gewölbten Decke des alten Klosterraumes; sie orgeln über die waldursprüngliche Lebensauffassung selbst ihrer kroatischen Landsleute in vollen Tönen. Dieses patriarchalische Arbeitsverhältnis an der Küste hier! Der Arbeiter mit gezogenem Käppchen vor dem Brotherrn! Gewerkschaften, Sozialdemokratie kaum in den ersten Kinderschuhen! Gewerbeinspektionen? Lieber Himmel! Was man sich hier unter einer Gewerbeinspektion vorstellt!

Und sie stimmen den Zwiegesang von Dubrovniks Wasserleitung an; setzt der eine mit Schimpfen ab, fällt der andere melodisch ein. Noch aus der Frühzeit der Republik stammt diese Wasserleitung und läuft droben über die Berge, eine Rinne, notdürftig mit Steinplatten bedeckt; oft kommen Hirten, schieben eine Platte bei Seite, lassen Rinder und Ziegen trinken; was für den Menschen gut ist, ist für's Vieh nicht schlecht, und stubenrein benehmen sich die arglosen Tiere dabei nicht stets.

So berichtet der eine, der andere ergänzt. Ein Privatunternehmer ist verpflichtet, das Wasser mit motorischer Kraft in die Stockwerke zu pumpen. Dafür bekam er in österreichischer Zeit auf den Hektoliter soundsoviel Heller. Seitdem ist der Geldwert Klafter, Abgründe tief gestürzt, aber die Gemeindeverwaltung weigert dem Manne Erhöhung der ehedem ausbedungenen Vergütung; sie will ihn zwingen, seinen Vertrag einzuhalten. Zur Abwehr sabotiert er die Wasserversorgung der Stadt, pumpt ein weniges und wartet.

Also: das Wasser ist spottschlecht, aber es mangelt daran; es gibt nicht genug Wasser, aber es taugt auch nichts, zwei Uebel — man weiß nicht, ob sie sich aufheben oder steigern.

Die Slowenen entlasten durch Fluchen ihr Herz. Auch dem Hörer tut's gut; nach so viel trunkener Schwärmerei ist kernhafte Schimpferei Gegengift gegen die Romantik. So spiegelt sich der Kerzenschein in lauter zufriedenen Augenpaaren.

*

Noch einmal biegen wir den Kopf und schauen aus dem Auto rückwärts; dort liegt Dubrovnik im Kranz seiner Reize wie auf flachem Teller; das Meer schlägt an seine Grundmauern.

Das Meer spült gegen den Fels am Fuß unserer Fahrstraße. Von Agaven, von Oelbäumen, von Lorbeergebüsch ist sie gesäumt; zackige Buchten laufen ihr zur Seite, von ernsten Zypressen feierlich umstanden — Böcklins Toteninsel ist hier.

Dann flieht die Straße in die Berge. Auf Wiedersehen, Adria! Aber auch hier spürt man die mütterliche Wärme einer alten Kultur. Feste Steinhäuser ragen mit grünen und blauen

Läden und sanften Ziegeldächern aus üppigen Gärten; der Oleander hängt seine edlen Blüten über die Mauern und in die Fenster hinein. Dahinter steilt das unwirtliche, unwohnliche Karstland gen Himmel; ein, zwei Wegstunden nach Osten hebt eine ganz andere Welt von kümmerlichem Wesen und ärmlichem Ausdruck an, elende Häuschen, oft nur Hütten, Steingeröll, verbranntes Kraut, kaum gut genug als Geisenfraß. Ja, Wasser verbindet, Berge trennen! Uebers Meer flog zu diesem schmalen Küstenstreif, Dalmatien genannt, Gesittung und Gewöhnung der



Ragusa. Von Ploče aus.

Apenninenhalbinsel, die Menschen jenseits der Felswälle, in der Hercegovina, blieben unberührt davon und versanken im östlichen, im türkischen Einfluß.

Aleksandar, zur Kraftfahrtruppe der zweiten Armee gehörig, durch Güte des Generals Milisavljević samt Wagen zu unserm Dienst beordert, ist ein würdiger Nachfolger Božidars und Čedomirs, die auf den syrmischen und makedonischen Fahrten des letzten Jahres am Steuer saßen; den kleinen Ford führt er zur eignen Lust, gewandt, kühn, manchmal mit dem

Kitzel, hindämmerndes Kleinvieh oder friedliche Dörfler aufzuschrecken; etwas gewinnend Gaminhaftes, aus dem Pariserischen ins Belgradische abgetönt, eignet ihm.

Eine größere Siedlung steigt in sein Gesichtsfeld, gleich legt er noch einmal letzte Geschwindigkeit ein, stiebt mit frohlockender Kopfbewegung dahin, ein Ruck! und mitten im Dorf Gruda hält das Auto. Reinliche Häuser, keine Löcher; richtige Fenster, keine Luken; Vorgärten, Zäune; alles kündet von der Freude an geordneter Lebensführung. Blitzsaubere Dirndln stehen am Brunnen, ganz in weißer sommerlicher Linnentracht, auf dem straffen Haar eine flache rote Kappe oder auch das weiße Kopftuch in Mützenform geknotet, manche in einem ärmellosen gestickten Jäckchen; eine dicke gelbe Quaste baumelt ihnen wie ein Immortellensträußchen auf der Brust. Die rote Kappe, die ärmellose Jacke tragen auch die Männer, dazu weite, faltige, blaue Hosen, mehr Schuhe als Opanken. Feiertäglich angetan, sitzen sie schwer und wartend auf dem Bänkchen vor dem Gemeindehaus; allerlei Amtliches geht vor; wer für die eigene Gurgel steuerfreien Schnaps brennen darf, wird in Listen eingeschrieben, und dergleichen mehr.

Geplauder entspinnt sich; dies und das wird leichthin berührt; den Namen ihres Abgeordneten wissen auch die Gescheitesten nicht, aber von ihren Grund- und Bodenschmerzen könnten sie alle erzählen. Die Grundbesitzverfassung, aus dem Mittelalter überliefert, blieb unter venetianischer, unter ragusanischer, unter österreichischer Herrschaft fast unangetastet. Etwas wie in der Türkei war es. Der Besitzer verpachtete ein Stück Oliven- oder Weinland an einen armen Teufel, der es mit seinem Schweiß düngte, dem Eigentümer ein Drittel oder gar die Hälfte des Ernteertrags entrichtete und noch an die hundert Tage auf dessen Grund robotete. Aber hier wurde das Feld so in Erbpacht bestellt, dort ein kündbarer Vertrag von Fall zu Fall abgeschlossen. Zählt man an den Fingern her, ist da das Kolonat im alten Herrschaftsbereich Ragusas, das Kmetentum auf der Insel Arbe, die *Gospoština* im Umkreis von Zadar, die *Težaština* in der Spliter Gegend, jedes

ein Eigenes und Besonderes, aber Kolonat, Kmetentum, *Gospoština* oder *Težaština,* immer ist der Bauer Pächter, nicht Besitzer der Scholle, die er hegt und pflegt.

Die Oesterreicher kümmerten sich nicht um die Schulen, trockneten die Sümpfe nicht aus, ließen die reichen Wasserkräfte ungenutzt, bauten keine Bahnen nach dem Hinterland und sperrten so Dalmatien von der Welt ab, und erst recht machten sie sich um den armen Pachtbauern herzlich wenig Kopfzerbrechen. Kurz vor dem großen Krieg flackerte schon



Gruda. Vor dem Gemeindehaus.

eine Erregung durch das dalmatische Landvolk; Dr. Smodlakas Losung: Agrarreform! war ein Funke ins trockene Reisig.

Als das habsburgische Joch zerbrach und der Südslawenstaat aufstieg, war das auch hier die Agrarrevolution; die Pachtbauern husteten dem Eigentümer etwas, der seinen Zins heischte, und nahmen die Scholle in Besitz, durch die so lange ihr Pflug gegangen war; daß Kmetentum und Kolonat abgeschafft seien, stand ja auch in einem mächtigen Amtspapier aus Belgrad mit der Unterschrift des Prinzregenten Alexander zu lesen.

Aber verknäulter und verfitzter ist hier die Bodenfrage als in Bosnien und Makedonien. Der Bauer macht keinen Unterschied zwischen freiwilligem Vertrag oder kmetenähnlichem Verhältnis; er bebaut das Land, also ist es fortan sein eigen nach dem guten Spruch: *Zemlja je Božja i težakovina!* Das Land gehört Gott und dem Bauern!; alles andere geht ihn nichts an. Der Pachtherr jedoch ist oft selbst ein dürftiger Gauch; des Zinses und des Landes beraubt, müßte er zum Bettelstab greifen. Zuweilen verpachtet sogar ein kleiner Besitzer hier seinen Fetzen Ackererde und pachtet sich drüben aus irgendwelchen Gründen ein anderes Stück Land. Endlich dünkt die Verpachtung kleiner Parzellen manchem das beste Mittel, aus dem spröden Kalkgestein überhaupt etwas herauszuholen.

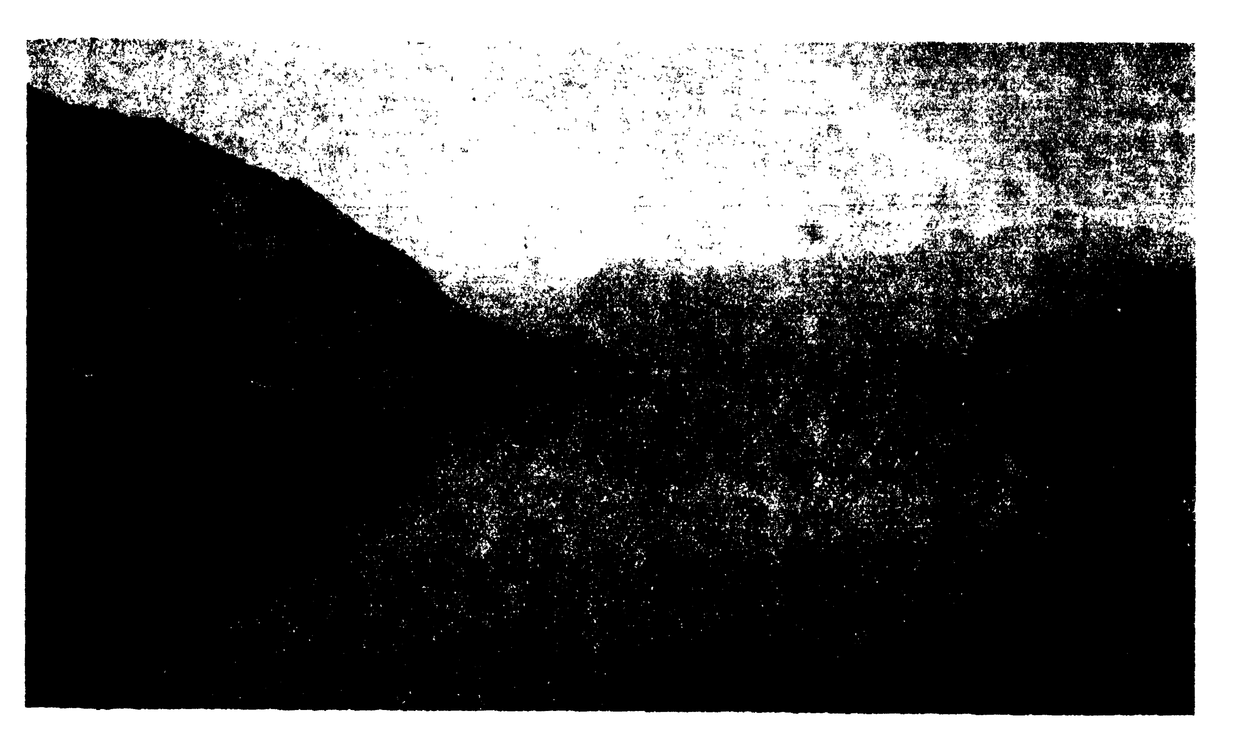
Die großen Herren in Belgrad und Split reden vom Erwägen und In-Betracht-Ziehen und neuen Gesetzen. Der Landmann hört und harrt und hofft. Wie sie da vor dem Gemeindehaus von Gruda sitzen, die Bauern aus der Landschaft Konjavlje, sauber und bescheiden, den biederen Regenschirm trotz der wolkenlosen Bläue sorgsam zwischen den Knien, geduldig wartend, bis es der Obrigkeit beliebt!

Aber wenn ihnen das Warten doch zu lange währt, werden sie dann nicht von der Bank aufstehen?

*

Das Innere eines ungastlichen Gebirgslandes hat uns wieder; Heidekraut wuchert neben dem Wege und die Wappenblume der lothringischen Heimat, die Distel. Dann reißt der Bergvorhang entzwei, ein silbriges Stück Meer blinkt herauf, über ein Kleines sind wir in Erceg-Novi.

Zwischen Wasser und Berg gelagert, den Hang hinangeschwungen, von wundersamen Winden gefächelt, von Orangen- und Zitronengärten lieblich gekränzt, mit Lorbeergesträuch und Granatapfelbüschen bräutlich geschmückt, ist es, als Castelnuovo bekannt, eine Sommerfrische zum süßen Nichtstun mit weißen Villen, geräumigen Fremdenhotels und mehrsprachigen Pensionen.



Bucht von Cattaro.

Von Serben, Türken, Ungarn, Spaniern, Venetianern und Maltesern umrauft, nahm es im Laufe der Jahrhunderte an Ruhm und an Kastellen zu. Eines droht ins Meer hinaus, unter den Bogen eines andern flitzt unser Wagen hindurch; neugierige Krieger des Südslawenheeres schauen von oben herab.

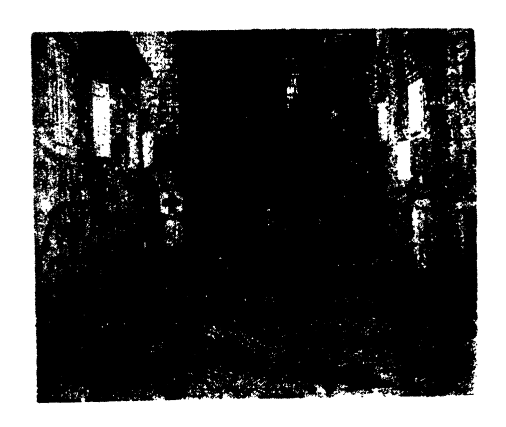
Ueber den steilen, engen Marktplatz leuchten grelle Farben; ein Häuflein Bewohner der montenegrinischen Berge, Einkaufs halber herabgestiegen; selbst in diesem Land bunter Volkstrachten bleiben sie nicht unbeachtet und schreiten würdevoll durch ein Spalier von Aufmerksamkeit und Bewunderung, die Frauen mit langen, goldgestickten Jacken über moosgrünen, weinroten und rosafarbenen Röcken, der banddurchflochtene dicke schwarze Zopf bis in die Kniekehle hängend.

Auch Seeleute stapfen über die Straße, durchs Mützenband als Matrosen der winzigen südslawischen Kriegsmarine ausgewiesen; ein Posten steht verschlafen vor einer Tür in einem Zaun; an Schuppen, Baracken, Bergen von Gerümpel fegt das Auto vorbei. Das k. und k. Marinearsenal Castelnuovo war die zweite österreichisch-ungarische Flottenstation nach Pola. Sofort nach dem Umsturz haben es sich die Franzosen hier gemütlich gemacht und beim Abzug nach zwei Jahren alles mitgenommen, was nicht niet- und nagelfest war, und nach einigen Bemühungen das Niet- und Nagelfeste auch noch; keine rostige Schraube ist zurückgeblieben, und die Italiener, eifersüchtig auf die erst werdende südslawische Kriegsflotte, hatten ihre Freude daran. Wenn ein Dalmatiner, ein Südslawe überhaupt im Gespräch auf das Arsenal von Erceg-Novi kommt, kann auch der Abgebrühte etwas an negativer Begeisterung für Frankreich erleben!

Das Wasser vor der Werft von Castelnuovo ist nicht mehr die ungebändigt freie Adria; die große Wegschleife um die *Bocche di Cattaro*, die *Kotorska Boka*, hat schon begonnen. Stahlfarben glitzert die Bucht, man darf sagen: der See; die ihn ummauernden grauen Berge recken sich zu den Wolken, in naher Ferne dräut bereits der Lovčen, und das Band der Straße, das sich, immer dicht am Wasser, um die ganze Bucht schlingt, ist mit Grün getupft: Bäume, Büsche, Gärten; Häuser, Werkstätten, Werften.

Ueber das holprige Pflaster eines alten verschlafenen Städtchens knattert der Wagen; Risan heißt es; ein paar Segelboote faulen in zimmergroßen Privathäfen. Aus der Mitte der Bai ragt ein winziges Inselchen empor, mit einem Kirchlein besteckt, daneben noch ein Inselchen und auch ein Kirchlein drauf; Genaueres entzieht sich dem Blick, denn spinnwebfeiner Sprühregen taucht alles in sanftgraue Unklarheit. Aber Sonntags stoßen die Kähne vom Ufer, gefüllt mit festlichbunt gekleideten Männern und Frauen, und am ersten Sonntag im Mai wird die Madonna von dem Eiland nach Perast gebracht und in seiner Kirche von Weihrauch umwirbelt, von Gebeten umfleht; dann gleitet sie auf stummer Barke in ihre totenstille Einsamkeit zurück.

Perast friedet als Städtchen mit engen Gassen, würfelförmigen Steinhäusern, verwitterten Balkonen, verödeten Palästen, der Löwe von San Marco über den Toren bröckelnd, Lorbeer, Ginster und Rosmarin bis in die Straßen dringend, ein unnütz gewordenes Kastell wie ein Wrack auf dem Hang über den Häusern.



In Perast.

Wie schäumte das Leben früher hier! Was für Kerle waren die Bocchesen! Seefahrer und Seeräuber und Freunde blanker Klingen; man rüstete Beutezüge aus, schlug sich mit afrikanischen Korsaren, kehrte heim, freite, küßte, trank, tanzte, manchmal zischte Blutrache auf, und farbig und blitzend lief alles herum, in roter Seide und grünem Tuch, mit goldverziertem Säbel und silberbeschlagenen Pistolen! Dann kam die neue Zeit, die Zivilisation, die Dampfschiffahrt, und aus trüben, hohlen Augen schaut die Heldenwelt von einst dich an.

Wahrlich, ein Kriegsgott ist es nicht, mit dem ein Gespräch an der Kaimauer anhebt, nur ein bekümmerter Graubart, und er hat sein Päckchen zu tragen. Achtzehn Jahre war er im Marinearsenal von Pola tätig, und jetzt haben ihn die Italiener davongejagt, „weil ich Südslawe bin, *jer sam Jugoslaven*".

Ueberrascht schaut man auf. Erstes Mal, daß aus dem Volk ein Mann sich nicht Serbe, Kroat, Slowene oder gar *Šumadinac*, Likaner, Oberkrainer, sondern einfach Südslawe nennt! Neugierig tastet die Frage:

„Südslawe? Sind Sie denn Kroate oder Slowene?"

Der Graubart erwidert schlicht:

„Ich bin von der Insel Krk."

Dann ruckt der Wagen an; weiter geht's; gen Dobrota, gen Kotor. Im entzückten Schauen wird ein Sonett Aleksa Šantićs auf diesen Landstrich, diesen Wasserstrich wach:

O unsre teure Bucht, Braut der Adriasee,
überdacht von einem Himmel wie blaue Seide,
schöner bist Du als Deines Gestades Fee
und leuchtender bist Du als ihr Halsgeschmeide.

Satt schau ich an Dir mich nimmermehr!
Aber eines sei mir gewährt vor andern Dingen:
Welle zu sein in Deinem azurnen Meer,
vor Deiner Küste ewig zu rauschen und Dich zu singen

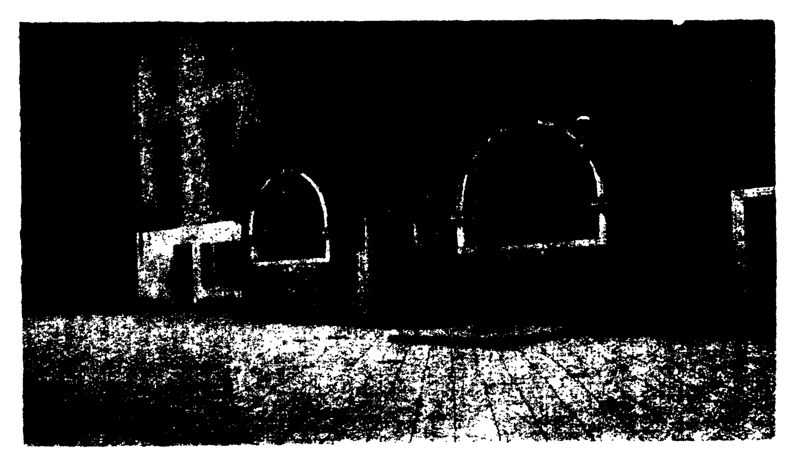
und mit Dir aufzuschaun zu des blauen Lovćen Grat,
Und eines Tags, wenn der Herr offenbart sich hat,
wenn hoch streicht unsrer Adler Schwingenschlag,

und unter Deinen Händen die eisernen Festen fallen,
und die Siegeshymnen von Deinen Bergen schallen,
daß ich dann mit Dir rühme der goldenen Freiheit Tag.

Der Sprühregen ist weggewischt, als wäre er nie gewesen, der Himmel schimmert hell und hell das Meer, und selbst um die kahlen Felsungetüme flimmert ein Leuchten.

*

Vor diesem Tor von Kotor, längs der *Marina,* an der die Dampfer und die Segelboote anlegen, beginnt Matavuljs Roman „*Uskok*": neun Montenegriner, die Flinte in der Hand, die lange Friedenspfeife in Brand, ernsthaft und schweigsam wie Indianer, sitzen in der Morgenfrühe und warten auf Oeffnung der Torflügel. Heute ist das Tor nie geschlossen, und keine Falken der schwarzen Berge hocken da, sondern verwitterte Obstfrauen, auf der Erde vor sich ausgebreitete Tücher voll roter Aepfel, vor Reife platzender Feigen und großbeeriger Trauben. Eben stürzt sich homerisches Geschimpfe auf einen



Cattaro. Platz.

mißliebig gewordenen Kunden; raketenhaft knattert Gezeter die ganze Front der Weiber entlang; der Fluch, der allen östlichen Völkern geläufig, im Abendland undenkbar ist, kreischt auf; wir entrinnen ins Stadtinnere.

Hinter bemoosten Mauern wandert man durch schmale, winklige, ansteigende, abfallende Gassen, vorbei an altersgrauen adligen Häusern mit Bögen und Balkonen und Schicksalen, unter großmächtig ragenden Kirchen hin; stolze Wappen zerbröckeln im Gras verwahrloster Höfe; durch die brüchigen Steinplatten des Pflasters sickert eine jauchige Brühe; süßlicher Duft von Verwesung spielt um das Ganze.



Cattaro.

Ja, Kotor ist eine verfallende Stadt. Im Schaukasten einer Druckerei hängt unter andern Proben eine sauber gestochene Karte: Die Stabs- und älteren Unteroffiziere der k. und k. Torpedobootsstation Cattaro geben sich die Ehre, zu einem Familienball ergebenst einzuladen. Das war der Stadt Halt und Stütze und Erwerb: Kriegsschiffhafen, Arsenal, Truppenplatz, Bollwerk gegen Montenegro. In den Weltkriegsjahren war alles Leben fieberhaft gesteigert; in den Gassen wimmelte es von Matrosen; auf jeden Einwohner kamen zwei, drei; über zehntausend waren es, und alle Sprachen der Monarchie schwirrten durcheinander, deutsch, magyarisch, tschechisch, rumänisch, serbokroatisch, ruthenisch, slowenisch, italienisch.

Am 1. Februar 1918 aber sah Cattaro staunend draußen in der Bucht am Mast des Flaggschiffs „St. Georg" die rote Fahne hochgehen; auch die anderen Panzer und Kreuzer hißten den roten Wimpel. Schau, da war die Revolution, von der man schon lange flüsterte, ein Vorspiel von Kiel. Die Landbatterien weigerten sich, die aufständischen Schiffe unter Feuer zu nehmen, aber die Rebellen verdarben sich's durch Unentschlossenheit und Zögern. Statt die hohe See zu gewinnen,

warteten sie, bis deutsche U-Boote in der Bucht auftauchten und die Lanzierrohre auf die meuternden Schiffe richteten; da war's aus, und die rote Fahne sank. Unter den Matrosen der k. und k. Kriegsmarine, auch unter den Aufständischen, überwogen die Dalmatiner von der Küste; sie hatten wohl auch schon ihre revolutionären Ausschüsse, aber um einen südslawischen Nationalaufruhr handelte es sich nicht. Ekel am Krieg, Friedenssehnsucht peitschte zur verwegenen Tat, und der Führer der Erhebung, den das Standrecht an die Mauer stellte, war ein Deutschösterreicher.

Heute gibt es keine montenegrinische Grenze mehr; eine bedeutende Garnison ist ganz sinnlos, und so ziemlich die Hälfte der südslawischen Schlachtflotte, ein einziges, ärmliches, graugestrichenes Torpedoboot mit der unwahrscheinlich hohen, wohl von den Oesterreichern ererbten Nummer 247 liegt dort vor aller Blicken. Darum ist es mit den Geschäften flau; die Krämer von Kotor knurren und murren; große Schläfrigkeit schattet über die Stadt, und nicht einmal das Stichwort: Bahnverbindung mit Belgrad! läßt die Augen hoffnungsfreudig aufleuchten.

*

Wie an stählerner Trosse windet sich das Auto die unendliche Serpentinenstraße hinauf.

Zu hundert Metern Steigung braucht es ein paar Windungen, aber nach hundert Metern ist man immer noch ganz unten, klebt demütig am Fuß der ungeheuren Felsmasse Lovčen. Jetzt haben wir wieder hundert und abermals; wir überholen ein Militärwägelchen mit Heu, der Soldat auf dem Bock kutschiert schicksalsergeben den Wolken entgegen, bis Cetinje fährt er seine zehn Stunden. Kleine Karawanen Montenegriner, Männlein und Weiblein, weichen vor unserm schnaubenden Kasten zur Seite und drücken sich an die Böschungsmauer; Maultiere schleppen ihnen geduldig in Kisten und Säcken die schweren Schätze der Zivilisation in das öde Felsland. Ziegenherden setzen sich beim Klang der Hupe in Trab und spritzen links und rechts ins Gestein; ein Bock, ein pechrabenschwarzer, mit großen krummen Hörnern, ist Satanas; mit glühenden Augen blickt er uns drohend nach.

Ein kleiner Steinblock von *Kavana* ist Grund zur kurzen Rast; man möchte das brave Autochen streicheln; es packt's, es packt's! Wir haben schon so die achthundert Meter hinter, unter uns. Aber noch ist's nicht die Hälfte. Unter siebzehnhundert Metern tut's der Lovčen nun einmal nicht — welch ein Hallo damals, als es die berühmte Kunststraße noch nicht gab, und auf Ziegenpfaden wie auf Leitern ein großmächtiges Billard für den Fürsten Danilo zum Kamm emporgehißt wurde. Den Söhnen der Crnagora floß Ehrfurcht durchs Gebein; nach dem gewaltigen Tier mit dem grünen Rücken und den vier stämmigen Beinen wurde erst der Saal, in dem es lebte, schließlich der ganze Konak des Fürsten *Biljarda* genannt.

Mit jeder Schleife, jeder Windung, jeden hundert Metern wird das aufgeblätterte Bilderbuch zu unsern Füßen größer und die Gegenstände kleiner. Ja, das ist ein „Panorama"; das Wort muß heraus; anders läßt sich's nicht sagen. Hier hat die Natur einmal aus dem Vollen für Ansichtskarten und Albums gearbeitet. Die Türme, die Dächer, die Plätze von Kotor, das Grün seiner Gärten, das blauschimmernde Oval der Bucht, das Torpedoboot wie ein schmaler Wasserkäfer auf der glatten Fläche, weiße Häuserchen um sie herum, wie aus einer Spielschachtel alles. Dann die schroffen, kahlen Bergmassen, nach dem Meer zu ein Stück fruchtbarer Ebene, weiter im Westen, im Südwesten die große Adria, der Glanz ihrer Flut mit dem Glanz des Himmels in unendliche Helle sich einend... einen Maler würfe man hinaus, der solch gefälligen Kitsch zu bieten wagte. Dennoch kommt der Blick nicht los, hascht immer aufs Neue nach dem beglückenden Wider- und Ineinanderspiel von Farben und trinkt sich, oben auf dem Kamm Abschied nehmend, noch einmal satt an der Fülle der Erscheinungen.

Einst ward der Lovčen als der „Wall der serbischen Freiheit" gefeiert; seit Ende 1916 ist der romantische Zauber verflogen. Damals fiel er den Oesterreichern in die Hände, aber da sie der Sturm in diesem Gelände nur siebzehn Mann kostete, ging Geraune, daß König Nikola mit von der Partie war und die Verteidigung abblasen ließ. Der *Gošpodar*

hatte ja immer zwei Eisen und mehr im Feuer; er hoffte wohl gerade auf einen Sieg der Habsburger und Hohenzollern und steckte sich bei Zeiten mit ihnen unter eine Decke.

Ein würdigerer Vorfahr dieses Vielgewandten hatte hier oben, im Angesicht des Azurmeeres, sein Felsengrab; der Vladika Petar II. Petrović Njeguš, unsterblicher Sänger des *„Gorski Vijenac“*, des „Bergkranz“, eine lyrische Seele und ein philosophischer Kopf, einer der großen Dichter der Südslawen; auch in der deutschen Uebersetzung klingt sein berühmtes Epos mit



Montenegriner auf der Lovčenstraße.

vollem Ton. Aber die Oesterreicher, beflissen, den Lovčen mit Festungen zu spicken, haben den Toten ausquartiert und im Cetinjer Kloster zur neuen Ruhe gebettet; demnächst gibt ihm das Volk wieder das Geleit zu dem von ihm selbst gewählten Platz.

Reste einer Drahtseilbahn, Ueberbleibsel aus der Kriegszeit, verludern; Höhlen tuen sich geheimnisvoll auf; durch eine zackige, verschlossene, wilde Welt schießt der Wagen.

In eine Mulde hat sich Njeguš geduckt, ein weitläufiges Dorf mit breiter Straße und verstreuten Häusern; Stammsitz der abgedankten Dynastie; in dieser Gegend hat auch der Schwiegervater Viktor Emanuels dereinst als Hemdenmatz die Geisen auf die Weide getrieben. In der *Kavana* ein forscher Weißbart mit gebräuntem Gesicht und lebhaften Augen, in Landestracht, einem etwas verschossen hellgrünen, langen Rock, mit Metallknöpfen und Goldlitzen üppig geziert, die runde Kappe auf dem Scheitel; wir ehren ihn und uns durch gemeinsamen *Rakija*-Umtrunk; dann erst enthüllt er sich als der Ortsgeistliche. Ein Belgrader Schlapphut kommt dazu, ein Student, der hier die Kriegsschäden abschätzt; dieses blutarme Land ist seit 1914 noch ärmer geworden; um Njeguš etwa hat der *Švaba*, der Oesterreicher, alle Föhren abgeholzt.

In sanfteren Schwingungen bohrt sich die Straße weiter in das trostlose Kalkgestein.

Ein rohes Holzkreuz am Weg mit eingebrannten Schriftzeichen; Wanderer, eile weiter! An diesem Fleck turnte vor nicht langem eine Bande von den Bergwänden herab, das Postauto schwankte daher, Halt! Hände hoch! Der Chauffeur sank, mit einer Kugel in der Stirn, über sein Steuer; die andern machten verdutzte Gesichter, sahen ungläubig von den nahen Feuerstätten des Dorfes Njeguš die Rauchsäulen aufwirbeln, aber leichtfüßige Gestalten verschwanden schon mit zwei Millionen Dinar Beute hastdunichtgesehn im Gefels.

Immer wieder scharen sich in der Crnagora Männer im besten Alter zum Räuberhandwerk zusammen; der Nachbar sagt flüsternd vom Nachbarn: er ist in die Berge gegangen. Das ist: er pfeift auf die bürgerliche Ordnung und sucht sich mit der Flinte sein Brot. Gutgläubigen Gemütern in London, minder gutgläubigen in Rom erscheint dieses Bandenwesen als legitimistische Bewegung zu gunsten des Königs Nikola und seiner Erben, als Erhebung gegen die „serbische Fremherrschaft"; allen Ernstes hat man schon in der italienischen Kammer und im britischen Unterhaus von der „montenegrinischen Nationalität" gesprochen; demnächst wird man sich dort mit der waldeckschen, der reußischen, der schwarzburg-sonders-

hausenschen Nationalität befassen. Denn die Montenegriner sind reinblütigste Serben und sind es mit Stolz. Als im November 1918 die große *Skupština* von Podgorica feierlich beschloß, daß Montenegro im Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen aufgehe, stellte die Geschichte nur die Dinge vom Kopf, auf dem sie mit der „Selbständigkeit" der Crnagora so lange gestanden hatten, auf die Füße. Wohl mag unter den „Leuten in den Bergen" mancher Strolch und Strauchdieb sein, der von Nikola gehätschelt ward und sich jetzt einen Anhänger der Dynastie Petrović heißt; auch hat die montenegrinische Legion in Gaëta, mit italienischen Lires gefüttert, mehr als einen verwegenen Burschen herübergeschickt, um den Bandenkrieg anzublasen.

Aber damit hat die montenegrinische Frage nichts zu tun. Schaut euch um! Die weite wilde Steinwüste, die zerrissenen und zerfurchten schwarzen Berge, der mitleidslose, ewig unfruchtbare Karst, das Todesschweigen der Natur über den Spitzen und Schlünden und Klippen — das ist die montenegrinische Frage! Von zehn Montenegrinern ist für neun Ackerbau und Viehzucht die Nahrungsquelle. Von diesen neun haben sechs gar kein Land oder nur ungenügend winzige Fetzen und müssen sich gegen Lohn verdingen. Aber in der ganzen Crnagora, auch in den fruchtbaren Strichen um den Skutarisee nicht, bieten nicht zehn Landgüter für je zehn Arbeiter das Jahr über Beschäftigung.

Viele schnürten verzweifelt ihr Bündel. An die dreißigtausend Montenegriner schufteten und schanzten bei Erdarbeiten, bei Straßenbauten, in Bergwerken in Bulgarien und Rumänien, in Südamerika und den Vereinigten Staaten. Wenn der Italiener für sein eigen Land von einer *emigrazione della famine* spricht, eine Hungerauswanderung war auch das, eine soziale Revolution auf trockenem Wege, in lautloser Form. Jetzt noch die Wirkungen des Kriegs dazu: das bischen Hab und Gut zerstört, das armselige Hausgetier ausgerottet, Scharen von Krüppeln, von Witwen, von Waisen, das Tor zur Uebersee verrammelt — da nimmt man die Flinte und geht in die Berge. Aber baut Straßen, Brücken, Eisenbahnen! Gebt den Crna-

gorcen Arbeit und Brot! Siedelt sie an, wo in der Metohija, auf dem Kosovofeld ergiebiges Land der Hacke und des Spatens harrt, und die montenegrinische Frage ist verstummt!

Dort, langgestreckt auf seiner Hochebene, lockt mit etlichen mehrstöckigen Gebäuden, Kasernen, einem Krankenhaus, Cetinje. Lockt? Junge, du wirst dich wundern!

*

Noch immer ist Cetinje das große, lange Dorf von ehedem.

Eine Hauptstraße. Und eine Parallelstraße. Und hier eine Querstraße. Und tatsächlich dort noch eine Querstraße, damit erschöpft sich's so ziemlich. Die Häuser sind klein, ebenerdig, zur Not einstöckig, ohne Neigung zu mehrstöckiger Décadence, ohne jedwedes Zugeständnis an den „faulen Westen".

Auch die geistigen Genüsse der montenegrinischen Hauptstadt von vorgestern sind noch die gleichen. Nicht Theater, nicht Konzerte, nicht Vorträge, bewahre!, aber man setzt sich vor eine der beiden leidlich westlichen *Kavanas* und guckt den Vorüberwallenden auf die Stiefelspitzen und, ist man des Schauens satt, zieht man selbst melancholisch die Hauptstraße auf und ab. Auch umgekehrt ist's nicht übel und immerhin eine Abwechslung: erst den Korso auf und nieder, und ist man müde, ein Platz vor einem Kaffee. Da sitzen sie, da spazieren sie, gravitätisch wie je, in etwas verblaßter Nationaltracht, aber die neue Zeit hat den Männern das Schießeisen aus dem Gürtel genommen; Schluß des Mittelalters auch für Montenegro! Die Frau war hier, im Halborient, stets nur Arbeitssklavin und Dienerin des gebietenden Mannes, leiblich geplagt, seelisch gedrückt, aber schau hin, sie schreiten, hochgewachsen, mit freiem Blick, gleich Fürstinnen einher, selbst wenn es Köchinnen sind.

Dort am freien Platz, in der frischen Luft steht noch der anspruchslose Königshof. Cetinje, Cetinje! Das Leben hüpft hurtig davon; zehn Jahre schon sind es, da hatte man Albanien durchquert, im Sattel, mit den beiden *Suwari* Ibrahim und Hairi Beg und dem Albaner Frok Pietr, von Prizren den weißen Drin entlang, danach durch die wilde Miridita, dann in Skutari

bei Torghut Schewket Pascha, türkischem Oberbefehlshaber gegen die aufsässigen Arnauten, war lustig über den See gefahren und die Serpentinenstraße von Rijeka herauf. In Cetinje stolperte man über Kriegskorrespondenten aus aller Herren Ländern, die sich die Türken vom Hals geschafft hatten und die nun hier auf Nachrichten pürschten. Corrado Zoli vom „*Secolo*" war unmittelbar aus Marokko eingetroffen; der berühmte „*Times*"-Mann Mr. Bourchier hatte nur *St. James Club* auf seiner Karte stehn; das genügte; eigenhändig brühte er uns einen Tee und hörte schwer.



Cetinje. Hauptstraße.

Am andern Morgen früh sah man einen Ring rotjackiger Polizisten dort um den Hof und erspähte in ihrer Mitte Nikola selber. In der farbigen Nationaltracht seines Volkes, ein Koloß, auf den Krückstock gelehnt, hinkte er ein wenig hin und her, deutete auf einen der Bittsteller außerhalb der roten Jacken, durch eine Lücke schlüpfte der durch, küßte dem *Gošpodar* ehrfürchtig die Hand und stammelte seinen Wunsch oder seine Klage; vom Fleck weg ward entschieden, der nächste kam dran. Sahen fröhliche deutsche Hochzeitsreisende, die von Cattaro einen Sprung nach Montenegro gemacht hatten, dieses Stück achtzehntes Jahrhundert, so riefen sie wohl: Nein, wie

reizend! Harmlosen Fremden erschien der Herrscher der schwarzen Berge als ein harter, doch gerechter Vater seiner Landeskinder.

Aber fragt einen Sohn der Crnagora und ihr bekommt das Bild eines Tyrannen mit blutunterlaufenen Augen, der durch wilde Geldgier von Schandtat zu Schandtat gestachelt wurde. Seine Untertanen hat er bis aufs Hemd ausgeplündert und sich und sein Land und dessen Zukunft verkauft; wo er kriegen konnte, nahm er, von Frankreich, von Rußland, von Oesterreich, vom Sultan, von Bulgarien; in seinen romantischen Jugendjahren ein Sänger des nationalen Gedankens: *Onamo, onamo!*, verriet er später immer wieder für dreißig Silberlinge die serbische, die südslawische Idee, spann auch nach seiner Absetzung von Neuilly, von Italien trübe Ränke und ist, behaftet mit dem Fluch des Volkes, zur Grube gefahren.



Cetinje. Kaffeehaustreiben.

Ehedem hatten die *Crnagorci* in der slawischen Welt Ruf und Namen als die kühnen Türkensieger und Freiheitskämpen; das Lied sang von ihrer Falkenhaftigkeit; von dem „südslawischen Sparta" erhoffte die schwärmende Omladina der sechziger Jahre den Anstoß zur Befreiung und Einigung aller Blutsbrüder. Durch den Despoten Nikola ist der ganze Stamm moralisch auf den Hund gekommen; anderwärts in Südslawien spricht man nicht mit Achtung von den Montenegrinern, die doch nur zum kleineren Teil von der Fäulnis ihres *Gošpodar* angesteckt sind; „der *Crnagorac*", fiel hartes Urteil an der Tafelrunde in Sarajevo, „ist der verderbteste Typ unter uns Südslawen!"

Als vor zwei Jahrzehnten sich in Cetinje eine kleine Sozialistengruppe zusammentat, kommandierte der Fürst einfach seine berüchtigten Leibgardisten, die *Perjanici,* die „Federbüsche", als Mitglieder in den Verein und ließ seine Tätigkeit durch Mehrheitsbeschluß lahmlegen. Heute sitzt man bei Milan Djuvotić, dem Führer der montenegrinischen Sozialdemokraten; er ist Chef der Landesfinanzverwaltung. Vor kurzem haben sie bei den Gemeinderatswahlen ihre Feuerprobe bestanden; die Kommunisten, die bei den *Skupština*wahlen vier Abgeordnete durchgebracht hatten, ein Witz in einem Ländchen ohne Fabriken, ohne Industriearbeiter, ohne politische Ueberlieferung, schrumpfen kläglich ein.

Im unfruchtbarsten Teil Montenegros erbaut, von den gedeihenden Strichen um Nikšić und Podgorica abgeschnitten, durch seine Lage zum Verzicht auf eine Eisenbahn für immer gezwungen, war Cetinje nur der Sitz des „Herrn" und die Stadt der Amtsschreiber. Jetzt ist der Hof aufgelöst, die Zentralregierung haust in Belgrad, Cetinje wird bald eine beliebige, kleine Kreisstadt sein, ein Verbannungsort für mißliebige Beamte, ist es schon heute, und ganz zu verkümmern und vergessen zu werden, ist sein Schicksal.

Nach dem Umsturz schlug sein Puls lebhaft. Die Wirtin in dem urwüchsig einfachen „Hotel Beograd", in dessen reinen Betten man wie ein Stein schlief, erzählt von Dutzenden neuer Unterkunftsstätten, großspurig Hotel genannt, der Balbierer klagt, schaumschlagend, über die wachsende Konkurrenz, der Schuster zuckt über schlechte Geschäfte ratlos die Achseln — was ist das bischen Militär, was sind die paar Beamten für so viel hungrige Mäuler, die gestopft sein wollen!

Zu zweit, zu dritt, langsam, in großen Zwischenräumen spazieren die Cetinjer im Abendsonnenschein über ihre öde Hauptstraße; das Blut kreist, träge geworden, in diesem Körper kaum mehr und will stocken.

*

Ostwärts rollen wir die Serpentinenstraße nach Rijeka hinab.

Grau hängt der Himmel über den düsteren, kahlen, zerstückelten Gebirgskuppen; eine große Trostlosigkeit ödet nah

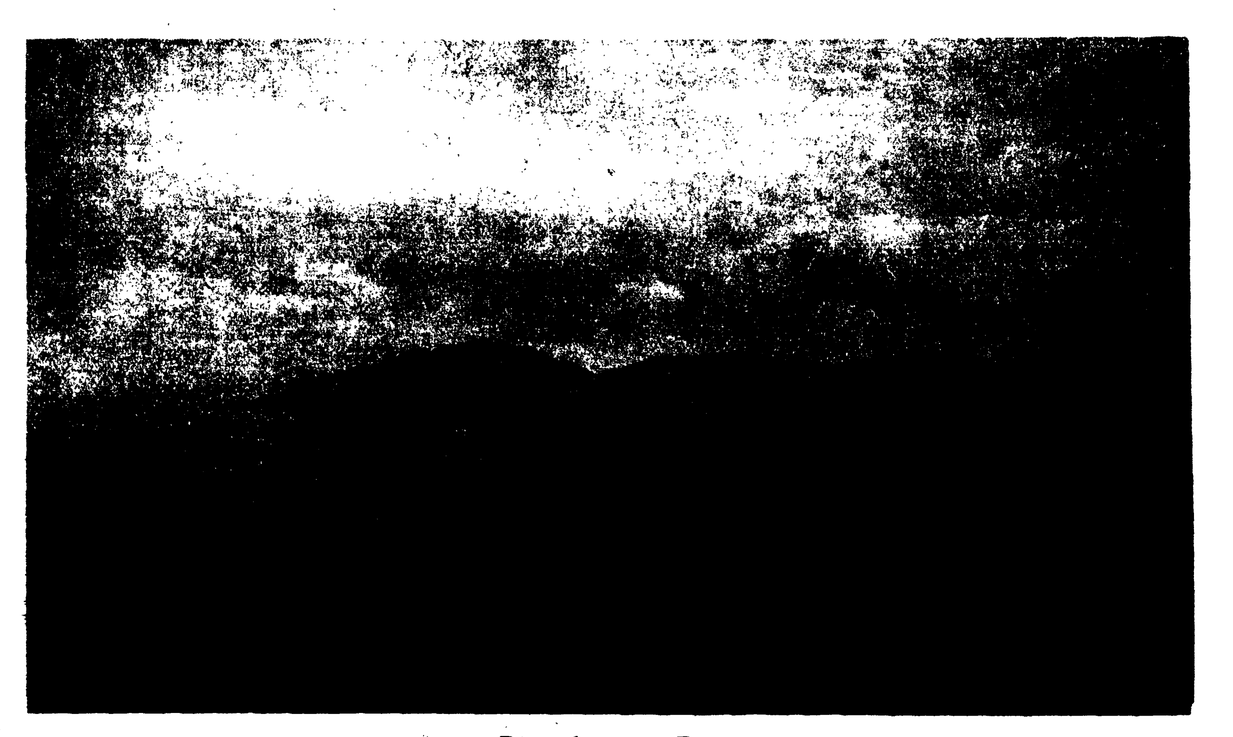
und fern. Die Straße gähnt in Leere, kaum daß Cetinje hinter uns liegt. Nur die Zelte eines Zigeunerlagers kauern sich unter eine Felswand am Wege. Ein schmutziges, zotteliges Weib, das einen schmutzigen, zotteligen Maulesel treibt, streckt flehend magere Arme aus; rechts und links über den Rücken des elenden Tiers hängen Säcke mit allerhand Erbetteltem, aus denen zwischen zusammengerafftem Reisig einträchtiglich der Kopf eines Buben und der wesentlich sauberere eines Kätzchens herausschauen. Da wir halten, stürzt sich die *Čiganka* auf meine Hand, bedingt sich einen Dinar aus und weissagt aus den Linien drauflos, aber fabrikmäßig plärrt und leiert sie in einem Serbisch, das, mit der Sprache der fahrenden Leute durchsetzt, niemand versteht. Werde ich nun Glück haben oder bin ich von Pech verfolgt? Führe ich die Braut heim oder breche ich den Finger in der Nase? Ich will mich noch vergewissern, aber Zigeunerin, Maultier, Bub und Kätzchen sind schon weit hinter uns.

Feiner, hartnäckiger Regen sprüht und stäubt nieder, schwillt an und trommelt auf das Segeltuchdeck des Wagens. Ein Gendarm zu Roß wird überholt; er trabt, den Mantel über das umhängende Gewehr gezogen, um es vor Nässe zu schützen. Dann wieder nichts.

Nur zur Rechten, schwindelnd hoch auf dem Felsgrat, aus unserer Tiefe eben noch als schwarzer Strich wahrnehmbar, steht bolzengerade ein Bergsasse, ein Falke und äugt scharf herunter zu uns, wo das Auto fährt, wo die Straße läuft, wo die Telegraphenstangen mit der Zivilisation verbinden. Wir schauen noch einmal auf; da ist er, verschluckt von der steinernen Unendlichkeit, verschwunden.

In der Ferne leuchtet, von Gedünst umschleiert, der blanke Spiegel des Skutarisees auf. Dahinter liegt Albanien, Arnautluk, das Land der Skipetaren.

Uns leiten Ziegenpfade abwärts zu dem Dorf Ceklina. Wo es beginnt, sind Bauarbeiter daran, ein stattliches Gebäude aufzurichten; wir fragen; es gibt eine Schule. Auch das ärmste Haus ist hier aus Stein, auch das elendeste nicht von einem Holzzaun, sondern von Mauern umhegt, und auf den Wegen



Die schwarzen Berge.

hindert eine verschwenderische Fülle von Steinen den Fuß am rüstigen Ausschreiten. Innerhalb seines Grundstücks findet jeder jeden Tag kleine, mittlere, große Gesteinsbrocken; er nimmt sie und schleudert sie unmutig über die Mauer; in Felsstücken und Geröll ertrinkt so das Dorf.

Dem kargen Karst ist hier und dort ein Fetzchen Erde, oh, ein Taschentuch groß, kaum größer, abgerungen, abgetrotzt, abgelistet; Tümpel sind es, Lachen bebauter Ackerkrume in einer endlosen Wüste toten Gesteins, jedes Viereck mit Fels-



Ceklina.

klötzen sorgsam umschichtet, und das bißchen Maisstroh, das geerntete Heu liegt zu Pyramiden aufeinandergepreßt, mit Lappen bedeckt und mit Steinen beschwert; sonst trägt es der Wind davon und der Regen verdirbt es.

*

Nach der Armut Montenegros, die mit Messern ins Herz schneidet, wieder in Dubrovnik; die Sonne strahlt und wärmt, das Meer leuchtet und atmet, die Luft macht toll und trunken. Aleksandar fährt uns das letzte Mal, zum Hafen von Gruž. Dort liegt seit heute ein amerikanischer Kreuzer; eben sausen uns

zwei Droschken voll Matrosen der *U. S. A.*-Marine entgegen, gutgenährte lustige Burschen, in schick geplätteten weißen Anzügen, den Lackhut unternehmend im Nacken, recht hoffährtig im Schatten der stärksten Valuta der Welt.

Der „Lovrenjac" am Anlegekai ist schon von Reisenden, von Abschiednehmenden, von Neugierigen umwimmelt; wir schlüpfen noch gerade durch und verstauen unser Gepäck; dann das Glockenzeichen, das Einholen der Taue, das Stampfen der Maschine.

Der Doge von Venedig vermählte sich einstens der Adria, indem er den Ring vom Finger zog und zu den Fischen in die Flut warf. Mit gleicher Symbolik fliegt, als einige Dutzend Meter den Schiffsrand von der Kaimauer trennen, mein Strohhut in steilem Bogen in die Luft, senkt sich und setzt sich klatschend aufs Wasser; hoch und hell jubelt die Menge am Ufer auf; *Živeo!;* am hingerissensten zeigt sich Aleksandar.

Einer der Direktoren der *„Dubrovačka Parobrodarska Plovidba"*, der Ragusanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft, eine alte Robbe, ist an Bord; wer schlüge seine herzliche Einladung zu einem Wermuth in den Wind! So sitzt man in der Kabine, indessen draußen, durch die Bullaugen nur guckkastenhaft zu erfassen, Inseln, Klippen und Leuchttürme vorübergleiten. Der Kapetan plaudert von der österreichischen Zeit. Triest war damals Schoßkind; die dalmatische Schiffahrt wollte man geduckt halten. Staatsbeihilfe für die dalmatische Reederei knüpfte man an die Bedingung: Stapellauf in Triest. Die schlauen Dalmatiner aber ließen ihre Schiffe anderwärts bauen, brachten sie in zerlegtem Zustand nach Triest, setzten sie dort lediglich zusammen und erfüllten mit dem vorgeschriebenen Stapellauf die Bedingung; Triest hatte trotzdem das Nachsehen.

Unversehens ist der Abend da. Die Nacht kommt, mit der Nacht ein Gewitter. Rasch werden die Sonnensegel über dem Promenadendeck geborgen, weibliche Wesen verziehen ängstlich das Gesicht, Furcht vor der Seekrankheit sendet Gebete gen Himmel.

Der Himmel ist gnädig. Ueber das Meer läuft weithin bis zum Horizont der fahle Schein der Blitze, ein riesiger Zauberspiegel aus mattem Silber leuchtet für Sekunden auf, Gespensterinseln fern draußen werden im bläulichen Schimmer sichtbar; dann Erlöschen, Schwärze, der Donner haut brutal hinterdrein, und ein eigensinniger Regen fegt das Deck.

Aber die See bleibt glatt wie Oel.

Am Morgen entsteigt eine breite, weiße Front den Wellen: Split, Spalato.

*

Die Häuser sind weiß, die Kirchtürme sind weiß, selbst die Dächer sind oft weiß; in Dörfern rundum sieht man Dächer aus flachen Steinplatten, mit Kalk geweißt, und Melonen trocknen darauf.

An der breiten *Obala*, der Hafenseite, liegen Segler, einer dicht an den andern gedrängt, unter italienischer, unter südslawischer Flagge, mit Tomaten, Kartoffeln, Gemüse, mit Fischen, getrockneten und frischen, mit Seilerwaren und anderem noch. Dahinter in der weißen Häuserreihe findest du Schiffahrtsbüros, Hotels, Kaffees, Geschäftsläden. Und zwischen den Häusern und den Schiffen schwirrt Bewegung, zu Fuß, zu Esel, zu Wagen; man gerät in ein Gewimmel und spürt raschen Pulsschlag eines sich rührenden Gemeinwesens; niemand geht hier nur so wegen der blanken Morgensonne herum.

Der bunten Volkstrachten sind weniger; vielleicht taugen sie nur fürs Stolzieren und weniger fürs Arbeiten. Aber nur die eigentlichen „Herren" tragen Strohhüte oder Filzhüte wie wir auch; allem andern ist als Akzent zum westeuropäischen Gewand die rote Dalmatinerkappe aufgesetzt, manchmal hoch, manchmal niedrig, hier ein kleines Mützchen mit üppiger Mähne, dort ein reichlicher Teller mit lächerlicher Andeutung von Quaste, zuweilen auch mit gestickten Schnörkeln auf dem Deckel versehen, ein regelrechtes Cerevis, aber stets ist die Kopfbedeckung rot, der baumelnde oder aufgeklebte Zierat schwarz, und der Kenner liest wie von einem Schild vor der Stirn ab: Ich bin aus Sinj, ich aus Knin, ich aus Omiš, denn jeder Ort wahrt seine besondere Mützenform.



Split.

Doch Hut oder Kappe, erwähne den Streit um den Endpunkt der Bahnverbindung Donau-Adria, und jeder zieht ärgerlich erstaunt die Brauen hoch. Wie kann Zweifel aufkommen, wo zwischen Spalato und, wirklich, und Cattaro zu entscheiden ist! Kotor, ein Nest im Winkel, eine winzige Oase in einer Steinwüste, ewig abseits, ohne Hinterland, ohne Entwicklungsaussicht, eine verfallende, verödende Siedlung, vielleicht als Kriegshafen brauchbar, mehr nicht! Split dagegen — nimmt man die dalmatische Küste als Sehne eines Bogens, den die Landgrenze Südslawiens bildet, so liegt Split just in ihrer Mitte. Split, mit einem ausgebauten Hafen vor sich, einem Stück Ebene hinter sich, mit Bergwerken und Wasserkräften in der Nähe, immerhin mit Bahnverbindung, mit entwickeltem Handel, ausgebildetem Bankwesen — nirgends hat, nach dem Verlust Fiumes, eine Stadt die Bedingungen derart beieinander, Seetor der südslawischen Wirtschaft zu werden. Und von so viel Ueberzeugung und Ueberzeugendem angesteckt, spürt man's selbst in den Nervenspitzen: Split wird's machen!

Die *Obala,* der Strand, ist, gierig die Meerluft eintrinkend, die Lunge dieser lebendigsten Stadt Dalmatiens. Das Herz ist der *Narodni Trg* mit dem Rathaus in venetianischem Stil, auf dessen Spitzfenstern und durchbrochenem Balkon der Mondschein liegen muß, ein kleiner Platz im Ganzen, nicht größer, als das Herz im Körper zu sein pflegt. Hierher strömt durch dünne Gäßchenadern das Blut Splits, und wenn die Musikkapelle spielt und junge Männer mit hellen Anzügen und grellen Halsbinden und junge Mädchen, rank, schwarzhaarig, schwarzäugig, aneinander vorbeiflanieren, glückselig, daß bei dieser Enge Berührung, Anstoßen und Pardon nicht zu vermeiden ist, dann schlägt das Herz in gar freudigem Takt.

Dieses unverschlafene, frische Leben der Stadt hat sich auch durch das Altertum durchgestoßen; das Leben pfeift auf die Antiquitäten und die Historie; es hat kräftige Ellbogen und gar keine Ehrfurcht vor Gewesenem; gewesen klingt ihm wie verwesen. Drei Jahrhunderte nach Christus hatte sich der Kaiser Cajus Aurelius Valerius Diocletianus Jovius Imperator an diesem Fleck einen Ruhesitz gebaut, ein etwas geräumiges

Split. Obala.

Landhaus mit Umfassungsmauern, Toren, Säulenhallen, Terrassen, Tempeln, Bädern, Frauengemächern; hier zehrte der einsame Cäsar noch neun Jahre von seiner Seele Bitternis und blickte, der Eitelkeit aller irdischen Dinge gewärtig, aufs Meer hinaus. Vor sein Mausoleum aber ließ er zwei steinerne Sphinxe setzen.

Dreihundert Jahre später spülte eine Welle hungriger Völker aus dem Osten, in altmodische Tierfelle gekleidet, mit rauhen Stimmen, Avaren oder was immer, über diese holdseligen Striche. Des sanften Olivenlandes Bewohner flohen entsetzt auf die schützenden Inseln der Adria. Als sie zurückkehrten, fanden sie Diokletians Palast leer und in vielem der Zerstörung entgangen. Wie Schwalben klebten sie ihre Nester hinein, bauten um und ein und an, rissen nieder und verdarben gründlich und rücksichtslos die alte Architektonik. In einem Stall richtete ein Adliger sein Palazzo ein, ein Krämer schlug in einem Frauengemach sein Gewölbe auf, das Mausoleum wurde zur Kathedrale; nur die Sphinx blieb unverändert liegen.

Und heute ist der alte Cäsarenpalast noch immer ein Stück der Altstadt von Split; dreitausend Menschen und mehr hausen ganz selbstverständlich innerhalb der Mauern der römischen Hofburg; in der Mitte der mit Steinplatten ausgelegte Platz mit dem Säulengang ringsum, mit Treppenstufen, Terrassen und dem Eingang zur Domkirche; all das ist hundertmal gemessen, erforscht, beschrieben, gezeichnet, gemalt, photographiert worden.

Doch steht man gen Mitternacht mit seltsamen Gefühlen vor diesem Nachklang der antiken Welt, vor diesem Ineinander von römischer Erhabenheit und neuer Einschmiegsamkeit, von einst und jetzt, von Tod und Leben. Und versonnen streicht man durch die dunklen, schmalen, steingepflasterten Gassen, einmal unter einem verhängten, erleuchteten Fensterquadrat hin, durch Bögen hindurch, um Pfeiler herum, an Toren vorbei; die Mauern sind oft ganz eng aneinandergerückt, zwei Liebende, hüben und drüben aus dem Fenster gelehnt, ei! wie könnten sie sich küssen; Familien haben Stühle vor die Tür gestellt und verbringen den Sommerabend, die Feierstunde, unter dem Sternenhimmel; in halb erhellten Schenken fahren grobe Schatten umher; Duft

von gebackenen Fischen, von Fleisch, von Wein hängt zwischen den Häuserwänden, und die Schritte des Wandernden hallen auf den Fliesen durch die Nacht.

*

Die Häuser der nördlichen Stadtviertel Dobri und Manuš weichen zurück; das Auto greift aus.

Split haftet am südlichen Eck einer Halbinsel, die der Bucht von Salona, dem *Kaštelanski Zaljev*, vorgelagert ist; darum muß man von der Stadt nicht gleich mit keuchenden Lungen eine Bergwand hinauf, sondern eine Ebene ergießt sich,



Zwischen Split und Salona.

einladend, fruchtbar, schmackhaft, voll Feigen, Melonen, Oliven und menschlichen Siedlungen, ein tiefblauer italischer Himmel und verschwenderische Sonne über allem. Zur Linken jenseits der Bucht recken sich Schornsteine einer Zementfabrik, fern zur Rechten dämmern die verfallenden Bogen einer römischen Wasserleitung.

Durch Staub und Sonne zieht eine Hammelherde des Wegs; ein Wägelchen, mit einer angebundenen Ziege darauf, rollt stadtwärts; kleine Esel, verwitterte, struppige, melancholische Burschen trippeln ernsthaft ihre Straße, der Besitzer selten

nebenher, meist auf dem Rücken des geduldigen Tiers. Der Esel ist das Auto des kleinen Mannes; jeder hat und hegt sein Grauchen, und unter dieser Fülle von Eselreitern wird erst Aesops Fabel von dem Vater, dem Sohne, ihrem Esel und den Kritik übenden Wanderern verständlich. Aber gleich entgleitet sie wieder ins Unverständliche: eine kräftige Mutter und ihr stämmiger Lümmel von Sohn schaukeln selbzweit, nebeneinander hängend, auf einem schwächlichen Grautier daher, der Esel schleppt ergeben mit knickrigen Beinen die Last, aber niemand bleibt wie in der Fabel stehen und entrüstet sich baß; niemand schaut auch nur hin.

Durch eine Bahnunterführung leitet die Straße; hohe Plankenwände oben auf dem Damm — du errätst ihren Zweck nicht; sie sollen den Zug nach Sinj vor den Stürmen der Berge und der See schützen; kommt die Bora mit Ernst und Macht dahergebraust, so hat sie schon manchmal Lokomotive und Wagen wie ein Nichts umgeblasen.

In den innersten geschützten Winkel der Bucht haben die Römer ihr Salona gebaut, eine lebensfreudige, gesunde Großstadt; an diesem Meer, unter diesem Himmel war wohl sein; dereinst ist es hier hoch hergegangen.

Aber eines Tags erschienen ganze große Stämme aus dem Osten, die sich auf Wanderschaft begeben hatten, mit strammen Muskeln, „völkische Hochziele" in der zottigen Brust, und zerstörten diese verfeinerte Römerstadt gründlich und gewissenhaft.

Ueber die Trümmer wuchs und wucherte eine Pflanzenschicht; ganz allmählich, so im Lauf der Jahrhunderte, bildete sich Ackererde; schließlich erntete der Mann im dalmatischen roten Käppchen auf seinem Wingert über den Resten der Straßen, durch die einst, Weinlaub im Haar, die Bacchantenzüge getollt waren. Dann hub die Wissenschaft an, nach der versunkenen Welt zu graben, lange ohne rechtes System, immerhin mit mehr Ertrag, als wenn ein Archäologe nach tausend Jahren auf dem Fleck der zu Staub zerriebenen Dörfer im Somme-Gürtel und um Verdun zu stöbern begänne. Aber mit Leidenschaft und Verständnis stürzte sich erst nach 1880 Don Frane Bulić auf das Werk, Geistlicher von Beruf, Alter-

tumsforscher durch Neigung, ein ganz und gar an seine Wissenschaft Hingegebener; seine Leistungen seit vier Jahrzehnten kennt und nennt die Fachwelt allenthalben mit höchstem Lob. Leider atmet der alte Herr während der heißen Wochen die frischeren Lüfte eines slowenischen Kurorts, aber seine rechte Hand, der Leiter des archäologischen Museums von Split, Dr. Abramić, begrüßt uns liebenswürdig als der zweite Hausherr Salonas.

Verschüttetes und Ausgegrabenes ist nicht nach jedermanns Geschmack. Lockende Drommeten des Lebens! Leuchtsignale des Hier und Heute! Soll man nicht lieber über einen glatten



Salona.

Frauennacken streichen als über halbverwischte Friese? Nicht eher den Sinn eines edel dunkeln Weins enträtseln als kaum noch lesbare Sprüche der Vorzeit? Nicht besser den Genußrang von Berghauch, Seewasser und Myrthenduft bestimmen als die Geburtsstunde geborstener Säulen? Doch unter Dr. Abramićs kundiger Hand wird Archäologisches ein höchst Lebendiges; man wächst in Teilnahme hinein und gerät in Feuer. Ein paar Stunden im vierten, im fünften Jahrhundert als Zeitgenossen aufzugehn, auch das ist Vervielfältigung des Daseins.

Ueber das weite Ausgrabungsgelände fällt bald da, bald dort unser scharfer Schatten. Hier hob sich des Amphitheaters Rund zum Himmel; nur Andeutungen finden sich noch, aber man sieht seine Stufen ansteigen, sieht schreiendes, erhitztes Volk in die Arena starren. Hier standen die Thermen; man kriecht hinein; gut erhaltene Reste einer — wahrhaftig! — ganz regelrechten Luftheizung! Die Schlacht bei Zama als Glanzleistung? Geschenkt! Geschenkt! Doch eine Heißluftanlage damals — tolle Kerle, die Römer! Dort wuchten die quadratisch festen Pfeiler eines Stadttors; davor erstreckte sich die christliche Neustadt: hier die Grundfläche einer großen Kirche, bunter Mosaik der Fußboden um den Altar; hier Steinsarkophag an Steinsarkophag, der christliche Friedhof mit besonderen Märtyrergräbern. Solche verzierten Totentruhen aus Stein waren Vorrechte der Reichen; die Armen schob man, und hielt sich die Nase dabei zu, in ein Massengrab wie in einen Backofen. Zwischen ähnlichen Sarkophagen der heidnischen Begräbnisstätte am anderen Ende Salonas dicht an der Fahrstraße wanderte man eben hindurch.

Aber Heide oder Christ, die wilden Scharen der Völkerwanderung achteten niemandes letzte Ruhe. Beile heraus! Der dicke Deckel der Sarkophage zersprengt, und her mit den güldenen Zieraten, Armspangen, Nadeln, die ihr Mausetoten nicht mehr braucht! Die Avaren taten so, die Slawen benahmen sich nicht gesitteter, auch von den blondhaarigen und blauäugigen Gothen läßt sich nicht verschweigen, daß sie ganz gemeine Kirchhofsräuber und Gräberschänder gewesen sind. Vielleicht machte ein unmittelbarer Ahne, ein Vorfahre aus der vierzigsten Generation freudig mit; peinliche Vorstellung, daß auch ein Wendel mit gierigen Augen vor diesen Steinsärgen stand und, beflissen wie ein Geldschrankknacker, mit rohem Werkzeug daran herumarbeitete!

Unangetastet hat man bis heute nur zwei Sarkophage gefunden; ein Zufall hat sie bewahrt. Im neuen archäologischen Museum steht der eine. Ein Friesband um das Rechteck, Darstellungen aus der Göttersage, scheint erst gestern aus dem weißen Marmor gemeißelt. Die Truhe birgt ein liebend Paar,

das früh von hinnen gemußt, er Valerius Dineas mit achtundzwanzig, sie, Attia Valeria, erst achtzehnjährig, das arme Hascherl — für einen Augenblick streift der Hauch dieses Schicksals durch die Jahrtausende ans Herz.

Aber köstliche Gegenwart ist die Fahrt von Salona hinauf nach Klis. Eine große Burg, mit dicken Mauern und wuchtigen Türmen, hat sich: Hier bin ich, hier bleib ich! auf hohem Berghang festgesetzt; von Venetianern und Türken könnte sie erzählen. In dem steil hinangleitenden Dorf räkeln sich Hemdärmlige und Rotmützige mit der Pfeife im Mund vor den Häusern; eine graue Eselherde wird durchs Abendgrau stallwärts getrieben; ein Stück Wald oberhalb des Orts ruft: Seht, man kann den Karst aufforsten!, und unten gewinnt die Silhouette der Türme und Dächer von Split durch die sich mehrenden Schatten der Dämmerung an holder Weiche.

*

Bei Split, recht gesehen erst bei Salona beginnt die Riviera der sieben Kastelle Sučurac, Gomlica, Kambelovac, Lukšić, Kastel Stari, Kastel Novi und Štafilić, die einst von Venetianern oder Spalatinern gegen die Türken, die Korsaren errichtet wurden. Die Insel Boa und das Vorgebirge Marjan schützen das Uferland der Bucht von der Seeseite, der Ziegenrücken des Kozjak deckt es gegen das unwirtliche Innere und leitet befruchtende Bergwässer, wenn es notut, zu Tal.

Dieser sanft geschwungene Bogen um den *Portus Salonitanus* ist das Phäakengestade, ein Strich, gebenedeit unter den Ländern der Erde, die verzaubertste südliche Seligkeit.

Durch wildgewachsene Parks führt die Straße; rechts und links Myrthenhecken und Granatapfelbüsche, dunkler Efeu umwuchert Oliven und Nußbäume, die Tamariske, wie eine Ziege gierig nach Salz, klammert sich dicht an den Rand der See, und im Dezember, im Schnee- und Eismond, um Weihnachten blüht blau der Krokus auf den Wiesen umher. Die Luft selbst ist süße Betäubung; hier kommt das große Vergessen auch über das störrischste Herz; der Tag kennt kein Gebot als

in lichte Himmel zu träumen, keines als die Lust des Seins, des Hierseins durch die Lunge, durch die Haut, durch die Poren einzusaugen.

Um jedes der Kastelle hat sich ein Flecken, fast ein kleines Städtchen angesiedelt. Man rollt durch enge, kurze Straßen, vorbei an Kirchen und Kramläden, Toren und Türmen aus grauem, verwitterndem Stein, man schaut im Husch durch offene Fenster, blickt in erstaunte Mädchenaugen, sieht rote Mützen um Ecken verschwinden, und wieder umfängt uns die erhabene Klarheit und Ruhe dieser arkadischen Landschaft; hält das Auto einen Augenblick, so dringt ein Rauschen, ein Rauschen von Lorbeerhainen ans Ohr, ans Herz.

Das Kupferschild an jenem Portal nennt den Namen Dr. Kamber; da hüpft er trotz seiner grauen Haare und seiner Notarswürde leichtfüßig über den Kiesweg von seiner Villa zum Tor, im Laufen die Krawatte knüpfend. Ein Segelboot liegt an seinem Strand; eine kleine Mole ist in die Bucht hinausgebaut; von ihrem Ende schnellt uns der Kopfsprung in die Adria, jagt uns die Lust an dem einzigen, göttlichen, anbetungswürdigen Leben mit starken Stößen weit hinaus in das schimmernde, lockende Blau.

Nachher im Wagen entwickelt der Notar leidenschaftlich den Satz, daß dieses Gestade zum Kurort Europas geschaffen sei; lumpig erscheint Nizza, kümmerlich Abbazia daneben! Schon baut ein tschechischer Arzt drüben ein Sanatorium, ein großes richtiges Hotel steht in den Grundmauern, Riesenherbergen wie auf dem Semmering müssen her! London, Paris, New York, Berlin, die ganze Welt mit Anpreisungen überschwemmen, trommeln, schreien, in die Posaune schmettern, und in kurzem schlürfen die Milliardäre und Millionäre zweier Halbkugeln hier die Wonnen des ewigen Sommers, amerikanische Jachtklubs starten in der Bucht zum Rennen, der Reitschleier englischer Ladies weht unter den Zypressen, Pariser Dämchen erkundigen sich nach dem Spielsaal.

Unter dem Schwall der überzeugten Worte nickt man: Wohl! Wohl!, aber eiskaltes Entsetzen krampft in der Brust. Es ist unvermeidliches Verhängnis. Der Bogen zwischen Salona



Trogir.

und Trogir ist eine Riviera, wird ein europäischer Kurort sein, muß die Zahlungskräftigen der Welt anlocken. Aber der heimlichste Zauber ist dann dahin. Schieber aller Länder in dieser unberührten Herrlichkeit — Hilfe! Ein neuer Einbruch der Barbaren droht!

Noch ganz erschüttert steht man ein weniges später in Trau, in Trogir vor der Kathedrale *Sveti Ivan Orsinij Rimjlanin*, einer Kirche von kaiserlicher Hoheit mit dem kunstvollsten Gewirr von Figuren und Blatt- und Rankenwerk um das



Trogir. Mandelknackerinnen.

marmorne Portal; im kühlen Dämmern ihres Innern mit Säulen und Stufen und Bildern, mit Altären und Kanzeln weist ein alter Kirchendiener kostbare Geräte und Gewänder vor, Seide, Sammt, Stickereien, durch die Historie geweiht. Aber diebisch freut man sich nur der Kühle und tritt achtlos über die Grabplatten der alten Geschlechter hin, der Lucio, Andreis, Gracio und Cippico. Ihre Wappen haften an den Mauern des Rathaushofs mit seiner steilen Venetianertreppe; ihre Paläste zermürben in verschwiegenen, schattigen Quergassen; die Loggia, einst Ort ihrer Rats- und Gerichtssitzungen, reckt ihren Säulenbau in die Weißglut der Mittagssonne.

Und überall Venedigs Hoheitszeichen, der aufgerichtete, geflügelte Löwe von San Marco, ein Buch mit der Klaue vor sich gestemmt, ein offenes, wenn die Republik grad Frieden hatte, ein geschlossenes, wenn sie mit einem ihrer vielen Feinde kriegte. So watet man durch lauter Geschichte und Vergangenheit und vernimmt kaum den starken Atem der Gegenwart.

In einer der äußeren Seitenstraßen, nah dem Wasser, sitzen Mädchen an der Erde, klopfen Mandeln auf und häufen die süßen Kerne zu Hügeln; Arbeit ist das und Gegenwart.

Dann gleitet man dankbar abermals in die Stille des grünen Lorbeer-, Oliven- und Pinienwunders, die Bucht brennt im sonnigen Glast, aber die weiche Luft legt sich als Liebkosung um die Stirn, und in ihren sanften Wellen zwischen Berg und Meer ist ein feinsilbernes Schwingen und Klingen.

*

Noch einmal schweift Fuß und Blick durch Splits schon vertraute Straßen.

Ein schmucker Bau steht das Nationaltheater an einem Platz mit grünen Büschen; mit seinem Leiter, dem Dichter Niko Bartulović war ein fröhlich Wiedersehen seit langem beredet und besprochen; nun ist er gerade jetzt zum Kauf von Requisiten nach Wien auf und davon. Salzduft durchschwängert die Halle des Fischmarkts; auf nassen Tischen und in Trögen scharen sich Sardellen und Sardinen, dem Urstand der Natur näher als ihre in Salz gelegten, in Oel getunkten Vettern bei uns daheim: auch Meeräschen, Makrelen, Thunfische, der stachlige Roche und anderes glattes und klebriges, plattes und rundliches Meergetier liegt herum, das vielleicht dem Feinschmecker, sicher dem Fischkenner Genuß bereitet. Am Ende belädt man sich und die Gefährten auf dem verführerisch duftenden Dreieck des kleinen Obstmarktes mit Feigen und Trauben. Dann steht man draußen am Hafenkai und beschaut etwas mißtrauisch die „Pannonia"; schon vor zehn Jahren fuhr man auf ihr von Cattaro nach Fiume, und schöner ist sie seitdem nicht geworden, aber beim letzten Glockenzeichen ist man doch durch die Lucke in den Bauch des Schiffes geschlüpft.

Als sich die Schraube zu drehen beginnt und glasigen Gischt aufwirft, lehnt man oben am Heck übers Geländer und blickt zurück. Da entschwindet das weiße Split mit seinen Türmen und Toren und Häusern; die Sonne arbeitet noch einmal die hellen Stellen und die Schatten knallig heraus; ein leuchtender Teppich ist das Meer der Stadt zu Füßen gebreitet.

Eines Morgens, eines Mittags, eines Abends zu Hause im deutschen Land wird man an diese Tage voller Sonne und Süden zurückdenken: an die Fülle des Glanzes und an Einzelheiten, im Flug erhascht, an ein Zicklein, das, seines düsteren Schicksals gewiß, auf einem Wägelchen stadtwärts gefahren wird, an eine Bäuerin mit edlem Gesichtsschnitt und mit langen Wimpern, die, an einen Feigenbaum gelehnt, seine süßen Früchte mit anmutig schenkender Geberde einem Knaben reicht, an die Sterne der Sommernacht, hindurchschimmernd durch die majestätischen Säulenbogen des diokletianischen Kaiserpalastes, und ewig wird in der Seele die Sehnsucht nisten nach dem wehenden Zauber des Gestades der sieben Kastelle.

Von der „Pannonia" möchte der Sinn in die atemraubende Weite, in die Unendlichkeit des Meeres und des Himmels flattern. Aber Meer und Himmel sind begrenzt. Ueber die Wasserfläche schweifend, stößt der Blick an Inseln und Riffe und Klippen, und zur Rechten entgleitet die Küste nie.

Eine zerhackte, zerrissene, zerbissene Küste ist es, voller Fjorde und Buchten und Löcher, immer Kalkfels sich im Wasser badend, nie Strand und Sand. Oben auf der Bergwand klebt manchmal ein Kapellchen, Santa Soundso, unten dicht an der See steht zuweilen ein Leuchtturm, hier und da lagern die Häuserwürfel eines Fischerdörfchens am Fuß einer Bergmasse, verlorene und verlassene Flecken, von keinem Dampfer berührt, von keinem Fremden besucht, durch die Jahrhunderte allein mit sich, ihren Booten und Netzen.

So wandert man ums Deck, verweilt bald vorn, bald hinten, erfaßt jetzt die dalmatische Seite, späht jetzt nach der Richtung Italien. Und ist, schauend, Feigen enthäutend und schmausend, zufrieden.

Das Schiff streicht durch die Wellen,
Karolina, Fridolin!

An Bord das Entzücken ist Divna. Divna bedeutet glattweg die Herrliche und ist etwas Fünf- oder Sechsjähriges, ganz Ungeberdiges, Wildes, von der jungen Tante kaum zu Bändigendes. Aus Belgrad stammt das Ungestüm, der Wildfang, das Quecksilber; aber in ihren Adern steckt nichts vom *Javašluk,* dem Phlegma, der Geruhsamkeit, die ihren Ahnen von den Türken ins Blut geimpft ward. Divna kräht vor Daseinslust; ihre Füßchen trommeln über die Deckplanken, dorthin, hierhin; rechts läßt sie sich von einem „Onkel" liebkosen, wird links von einer „Tante" auf den Schoß genommen, heimst Früchte ein, erntet Zuckerzeug; unvermittelt springt sie dir um den Hals und sprudelt schreckliche Dinge hervor, die sie mit grausen Meerungeheuern erlebt hat, und lacht spitzbübisch, wenn du über ihre Erzählung erschrocken bist. Und ein über das andre Mal bricht das ganze Schiff in den Ruf aus: *Divna e divna!* Herrlich ist Divna! Herrlich ist die Herrliche!

An Steuerbord hat Lajo auf einem ganz kleinen Deckstühlchen seine langen Gliedmaßen untergebracht und schaut der Tante erzählend in die Augen, an Backbord saust Divna, einen Luftwirbel erzeugend, vorbei, und fällt unsrer Tücke zur Beute.

„Divna! Vidiš li tamo gospodina kod tetku! Siehst Du dort den Herrn bei Deiner Tante? Jetzt gehst Du hin und sagst ihm, dann freut er sich: Du raspelst Süßholz! Komm, sprich's einmal nach!"

Divna staunt mit großen Augen. Aber der Satz wird in ihr Hirnchen gehämmert; sie faßt's und formt das Mäulchen und wiederholt; anfangs wollen die ungewohnten, deutschen Worte schwer über die kleine serbische Zunge, doch nach dem vierten, fünften Mal klappt's, und davon stiebt der Sprühteufel und jauchzt Lajo triumphierend in das verblüffte Gesicht:

Du rrassspelllssst Sisssolllz! Du rrassspelllst Sisssolllz!

Das ganze Schiff schlägt die Hände zusammen und ruft: *Divna je divna!*

•

Wie ein Klotz ist ein Inselkastell ins Wasser gerammt, Mauern und Meer vermählen sich. Das Fort San Nicolo, von Sammicheli, dem Vauban der Venetianer gebaut, hält Wacht vor dem schmalen Kanal zur Bucht von Šibenik. Dicht über dem Meeresspiegel liegen Schießscharten, und auf dem Wall über dem Tor schreitet, in Stein gebildet, der geflügelte Löwe von San Marco herrisch daher.

Noch schauen wir zwischen den nackten Felswänden des Kanals nach den Bastionen und dem Flügellöwen zurück, da öffnet sich das geräumige Binnenbecken, das die Krka aufnimmt, da lehnt Šibenik mit weißen und gelben Häusern in Etagen an schroffem Felshang, oben behütet von einer mittelalterlichen Burg, rechts abgeschlossen von einer Karbidfabrik, beides Sinnbilder auseinanderklingender Jahrhunderte.

Vor dem Stadtpark blickt von steinernem Postament ein Bronzemann im Gehrock unverwandt auf Hafen und Bucht, auf Bucht und Hafen. Am Sockel steht

Nicolo Tommaseo
1802—1874

Kein Berühmterer kann unter den Söhnen Šibeniks aufgeführt werden als er, der, Schriftsteller, Denker, Dichter, Philologe und Politiker, immer leidenschaftlich um Erkenntnis und Veränderung dieser unvollkommenen Welt rang; mit einem Nachlaß von mehr als zweihundert Bänden und Bändchen, Werken und Werkchen schied er dahin.

An seiner Wiege sang ihm die Mutter serbokroatische Lieder, aber wie die ganze Generation dalmatischer Südslawen, der er zugehörte, erhielt er auf der Hochschule zu Padua die letzten Weihen lateinischer Bildung und fühlte und bewährte sich allezeit als Italiener. Ein einziges kleines ausgenommen, verfaßte er all seine Bücher in der klassischen Sprache Dantes, half die *Nuova Antologia* in Florenz gründen und saß gar als Vorkämpfer des italienischen *Risorgimento* in vormärzlichen Kerkern. Aber zuweilen zog über die lateinische Klarheit seiner Seele etwas wie ein slawischer Urnebel; er tauchte die Feder einmal ins südslawische Tintenfaß und schrieb die *„Iskrice“*,

dreiunddreißig Gedichte in serbokroatischer Prosa, ein Hymnus auf die Heimatliebe zu Dalmatien; er lebte im Herzen die illyrische Bewegung Ljudevit Gajs mit und feierte das wiedererstandene Serbien; Vorahnung der südslawischen Einigung weht wie zarter Frührotschein über einem seiner Gedichte.

Als Heinrich Stieglitz, Gatte jener Henriette, die sich den Dolch in die Brust stieß, um den geliebten Mann durch tragisches Schicksal auf die Höhe großen Dichtertums emporzureißen, auf einer Dalmatienfahrt 1841 Tommaseo traf, stritten die beiden bei Tisch über Goethe. Der deutsche Biedermeier rühmte des



Šibenik. Am Hafen.

„Faust"-Schöpfers olympische Heiterkeit und selige Ruhe, die über den irdischen Dingen schwebe und nie aus dem Gleichgewicht gerate, aber der zum Lateiner gewordene Slawe lehnte das Fernsein von Sturm und Wogen, das Sich-Bewahren, die Zuschauerrolle fast unwillig ab. Dem Verehrer und Kenner Dantes, jenes Dichters, der auch nicht als Privatmann abseits stehend seine Privatgefühle sang, sondern in dem großen Kampf der Zeit Partei ergriff, dünkte tiefes Mitgefühl mit der gesamten Menschheit und das Erglühtsein für Glaube und Vaterland ein besser gewähltes Los.

Auch über zarte Blüten neigte sich der Geist des Šibenikers. „Die umfassendste und geheimnisvollste Erklärung", hat er einmal gesagt, „die je von der Liebe, dem Mysterium der Seele gegeben ward, liegt in den göttlichen Worten: Stark wie der Tod ist die Liebe. Auch durch die glückliche Liebe streicht die Vorstellung des Todes gleich dem Schatten eines Vogels, der durch den leuchtenden Aether fliegt." So auch klang es in dem unbändigen deutschen Dichter:

> Wie reimt sich Lieb und Tod zusammen?
> Es schickt und reimt sich gar zu schön,
> denn beide sind von gleicher Stärke
> und treiben ihre Wunderwerke
> mit allen, die auf Erden gehn.

Nachdem man mit kollegialen Gefühlen im Schatten von Tommaseos Denkmal verweilt hat, strebt der Fuß weiter, Stufen, Treppen, Steige hinan und hinab, durch winklige hohe Gassen mit jähen Ausblicken auf ein Stück Meer oder Berg, an grauen, feuchten Hinterfronten mittelalterlicher Palazzos vorbei bis zu dem alten Steinfliesenplatz all dieser Städte. Drüben an der Loggia mit Bogengang, Freitreppe und Säulenbalkon hängt ein Wappenschild mit dem Kreuz von Savoyen; das italienische Konsulat ist es; bis vor wenigen Wochen wehte die grünweißrote Fahne über der ganzen Stadt; Šibenik oder wie sie es nennen, Sebenico war von den Italienern begehrtes und besetztes Gebiet. Hüben schließt der eindrucksvolle Dom den Fliesenplatz, Dach und Kuppel aus langen Marmortafeln kühn zusammengefügt; die reichen Skulpturen des gothischen Portals geben hundert Kunsthistorikern Stoff für hundert Dissertationen; „*Cinque-Cento*" flüstert ehrerbietig ein Kenner.

Vor anderer Kirche, im verwinkelten Teil der Stadt, nahe den Obstständen sitzen ein paar alte Herren mit roten Kappen in Hemdärmeln sorgenumwölkt auf einer Steinbank. Vielleicht sind es Dienstmänner, vielleicht Kleinrentner, vielleicht überhaupt nichts. Aber angezapft werden sie schnell gesprächig. Trübe Zeiten, Herr! Der Hafen verödet, wenig Schiffe, keine Arbeit, die Preise unerschwinglich; immer wieder kehrt im Schwall der Rede das: *Pod Austrijom*, das: Unter Oesterreich

wieder, nicht als Zeichen mangelnder südslawischer Staatsfreude, sondern als Begriff für die goldene, satte, ruhige, auskömmliche Zeit vor dem Krieg. *Pod Austrijom* mit Sehnsuchtston heißt nicht: Hoch die Habsburger!, sondern: Damals, im Frieden . . . .

Der unrasierteste und lebhafteste unter ihnen prägt eine Formel; er sagt und wiederholt: Viel Wein und wenig Brot! Ja, im ganzen serbisch - kroatisch - slowenischen Königreich springen die Brünnlein roten und weißen Weins, aber Dalmatien ist wieder ein Rebenland in diesem Rebenland; von allem südslawischen Wein ein Zehntel gedeiht hier; 50 000, 60 000 Hektar sind mit Rebstöcken bestanden, und nach der Ernte



Šibenik. Loggia.

braucht man Fässer für eine halbe Million Hektoliter und mehr! Gerade auf den Hängen über Šibenik reift ein starker dunkler Traubensaft; ehedem wurde er auf den Straßen vom Fleck weg aus Ziegenschläuchen verkauft; purpurn ergoß sich der köstliche Trank aus dem urzeitlichen Gefäß. Aber jetzt ist nicht nur die lausige Reblaus über die Stöcke gekommen, sondern auch frühere Absatzmärkte sind verrammelt oder von dem billigeren italienischen Wein erobert. Die Keller der Händler liegen voll gefüllter Tonnen, und niemand kauft; der Winzer läßt reichen Segen aus seiner Kelter quellen, und niemand kauft. Viel Wein und wenig Brot!

Nachdenklich gehen wir die engen Gassen hinab zum Hafen; an den Mauern gilben schwarzumrändert die Plakate, auf denen Stadtverwaltung und Staatsbehörden den Tod des „Königs Befreier", des *„Kralj-Osloboditelj"* kundgeben; vor einem Kaffee, mit dem Blick auf Segel und Tauwerk einiger Fischerboote, schluckt man noch ein Eisgetränk.

Um die „Pannonia" lungern im Kranz wiederum hemdärmlig und beschäftigungslos etliche alte Herren der rotbemützten Verbindung Dalmatia; auch ein paar Offiziere der Garnison mit Reitstöcken und Gamaschen sind angelockt worden. Es geht etwas vor: ein Schiff ist eingelaufen, lädt Kisten aus und Fässer ein und wird gleich wieder abdampfen. Das geschieht wohl zwei, drei Mal die Woche, aber alles schaut gespannt wie einem leidenschaftlichen, unerhörten Vorgang zu und klebt noch mit schaulustigen Blicken an der „Pannonia", als schon ein breiter Streifen schaumdurchquirlten Wassers zwischen der Hafenmauer und der Bordwand liegt.

*

Von neuem zieht der Dampfer seinen Weg an Städten und Flecken, an Inseln und Inselchen vorbei, durch Kanäle und Buchten hindurch, immer längs der Küste hin.

Die Sonne liegt fast auf dem Wasser; das Meer schimmert in allen Farbstufungen von orange bis hellgelb; erglühte Segel stehn fernhin auf einer Fläche von flüssigem Erz. Dann ist die Nacht ganz da. Der eine sitzt nach der Abendmahlzeit, die Choquinpfeife zwischen den Zähnen, besinnlich vor einer Karaffe kräftigen Dalmatiners; der andre vergnügt sich am Nebentisch mit Divnas Tante am Schachbrett; der dritte schaut zu, vielleicht betrübt, daß jetzt das Fäßlein zur Neige läuft.

Wer vor Mitternacht noch einmal, Luft schnappend, Sterne suchend, auf Deck kommt, erlebt Zara. Eine leuchtende Kette scheint greifbar nah am Strand ausgespannt, hundert höhnische Lichter, ganze Laternenreihen an der Hafenfront und in der Stadt zwinkern herüber: Etsch, hier sind wir, die Italiener!

Dort drüben ist einer der Punkte, an denen sich der böse Gegensatz der beiden Adriavölker verknotet; dort hat der römische Ausdehnungsdrang einen Fuß, einen gepanzerten und gespornten Fuß fest auf südslawischer Erde. Den ahnungslosen Fremden mag leicht die italienische Bauart dalmatischer Städte täuschen: Vielleicht ist doch etwas an dem historischen Recht Italiens auf die östliche Adriaküste. Aber wenn Dalmatien nie, auch in den Tagen der Venetianerherrschaft nicht, italienisch war, heute ist sein Gesicht ganz gewiß in der gesunden Grundfarbe rein südslawisch, höchstens mit wenigen italienischen Sommersprossen gesprenkelt; vor dem Krieg standen über sechsmalhunderttausend Serbokroaten gegen achtzehntausend Italiener; so kläglich sieht die *italianità* der *altra sponda* aus. Gerade da drüben bei dem Lichterglanz, an dem die „Pannonia" vorüberrauscht, als läge Oede und Dunkel dort, in Zara kommt mit Ach und Krach eine italienische Mehrheit heraus; in allen anderen Stadtgemeinden der Küste erdrückt das Südslawentum die etlichen Bäckerdutzend Italiener; etwa Dubrovnik: da gaben bei der letzten Zählung immer vierzig Einwohner Serbokroatisch als Muttersprache an, ehe einer Italienisch nannte, und nimmt man den Gerichtsbezirk Zara statt der Stadt für sich, wuchten auch hier fast fünfzigtausend Südslawen auf elfeinhalbtausend Italiener!

Tut alles nichts! Das Eroberungsfieber wühlt nun einmal in den Eingeweiden Italiens; vor der *porta aurea* des Spliter Kaiserpalastes träumt Gino Bertolini von der Stunde, da durch das „goldne Tor" ein andrer Cäsar, der Genius Italiens, einziehen wird; nach der „andren Küste" greift man und meint den ganzen dahinter liegenden Balkan; auch den italienischen Imperialisten kommt der Appetit beim Essen. Durchstoßen durch Südslawien, Bulgarien die Hand reichen, den Weg nach Kleinasien suchen, wer weiß, welche Fahne eines Tages auf den Mauerzinnen von Konstantinopel weht — *sempre avanti, Savoia!*

Man zuckt die Achseln, findet die Koje, entschlummert allsogleich. Und fährt Stunden später aus ehrlichem Schlaf empor, denn man rollt auf dem schmalen Lager hin und her und stößt jetzt an die hölzerne Wand, jetzt an das eiserne Bettgitter. Die

Weiße elektrischen Lichts erfüllt schon die Kabine. In seinem Schein steht Lajo in der Mitte des kleinen Raums; er nestelt an den Hosenträgern und hat etwas Seiltänzerisches an sich. Der Falke liegt mumiensteif, mit geschlossenen Augen, aber wach und entsetzt in seiner Lade. Eine Bora, ein Scirocco, kurz und gut: ein heftiger Adriahauch schäkert plump, ein tollpatschiger Liebhaber, mit der „Pannonia" und rollt sie, vor Vergnügen brüllend, hin und her.

Seefestigkeit gehört für den Balkanbummler zu den notwendigen Tugenden, manchmal sogar auf dem Lande. Auf, Lajo, auch dieses zu genießen! Und man tappt durch den Gang und klimmt die Treppe hinauf. Die gemeinsame Herrenkajüte torkelt in Weltuntergangsstimmung. Brave Bürger, wie leere Anzüge über Sessel gehängt, haben mit dem Leben abgeschlossen, schneidige Offiziere starren aus käsigen Gesichtern an die beweglich gewordene Wand.

Draußen packt — und pfeift! und spektakelt! — der Sturm mit groben Fäusten zu; der Regenmantel flattert; zur Not bekommt man ein Geländer zu fassen.

Ade, Welt! Jählings sinkt der Mensch und die Eisenstange, an der er sich hält, und die Planken, auf denen er steht, jählings in schwärzeste Tiefe.

Gegrüßt, ihr Wolken! Hoch und frei wird man von einer Riesenhand emporgehoben.

Oh, da entgleitet schon wieder die Sicherheit unter den Sohlen, abwärts, Tiefe. Wieder aufwärts, Höhe. Schaukel, Schaukel — bald nach Backbord, bald nach Steuerbord legt sich, wacker vorwärtsstampfend, der alte Kasten. Ueber Deck waschen ohne Unterlaß salzige Sturzseen, ein, zwei, drei, vier; im Nu sind die nackten Füße naß und kalt. Das Dunkel baut Wände um den Blick; nur wenige Spannen greift er aus; da ist alles kochende, schäumende, bedrohliche Tinte. Selbst ein Kandidat der Theologie fühlte sich allzusehr in Gottes Hand.

Beim Erwachen aus neuem Schlaf umschließt uns schon die Bucht von Buccari; ein Strick fliegt an Land, der Dampfer schmiegt sich an die Hafenmauer, ein Steg verbindet das

Schwankende mit dem Festen, und der Fuß tritt in Regenlachen und weichen Lehm. Etwas verblüfft traut man sich in die einzige breite Straße des nördlichsten südslawischen Seehafens; es riecht nach Oel und nach Teer. Vielleicht war in zerstobenen Jahrhunderten hier einmal Handel und Leben; in den Tagen Josefs II. schlug das Städtchen, scheint es, selbst Fiume an Betriebsamkeit und Bevölkerungsziffer. Seit langem aber klebt Buccari, Bakar für den Slawen, als armseliges Fischernest am Fuß der hohen Berglehne, der Hafen reichte gerade für die bescheidenen Segelbarken, in Schlummer und Vergessenheit war der Ort versunken. Der italienisch-südslawische Gegensatz hat auf die Wangen des Städtleins hektische Röte gezaubert; große Dampfer zerreißen mit ihrem Gepfeife die ewige Sonntagsstille; Holz stapelt sich an den Borden des Hafens zu weitläufigen Lagern; Barbiere, die den langen Schlaf noch nicht aus den Augen gerieben haben, fuchteln weither gekommenen Reisenden erregt mit der Klinge um die Nase. In der Luftlinie kaum viertausend Meter nach Nordwesten, und man steht mitten im Getriebe Fiumes.

Moderne Hafenanlagen, gute Bahnverbindung nach dem Innern, Vertrautheit mit großen Handelsgeschäften machen Fiume zum gegebenen Welthafen Südslawiens, und in Fiume mitsamt der Vorstadt Sušak wohnen sicher so viel Südslawen wie Italiener. Trotzdem hat der römische Imperialismus seine Hand darauf gelegt; dem weißen Adler des Slawenreichs soll die Schwinge, die an die See ragt, gründlich gestutzt werden. Nach vielem Hängen und Würgen ist Fiume ein Freistaat geworden, aber inwieweit Südslawien sich des Barošhafens bedienen darf, bleibt bis heute eine ungelöste Frage; immer wieder wird die Entscheidung auf die lange Bank geschoben.

Fiume selber blutet dabei; sein Hafen überspinnt sich mit einem Netz von Algen, so selten schneidet ein Kiel seine Oberfläche entzwei, und Südslawiens Seehandel muß sich durch das dürftige Tor von Buccari pressen. Welch kümmerlicher Notbehelf! Keine genügende Tiefe, kein Schutz vor dem Sturm im Hafen, und wenn anderwärts die Bahngeleise am Anlege-

platz der Dampfer enden, in Buccari muß der Reisende, muß die Ware auf steiler, gewundener Bergstraße bis zum Kamm steigen, in ein, in anderthalb, in zwei Stunden, je nachdem; oben erst harren die Bahnwagen. Zwar schwirren Pläne mannigfach umher: man will den Hafen zu einer Lande- und Ladegelegenheit für riesige Ozeandampfer ausbauen, zur Station eine Drahtseilbahn hinaufführen, Donau, Save und Kupa durch einen Kanal, zuletzt durch einen Karsttunnel, mit Bakar verbinden. Hoffnungen und Entwürfe, aber jede Lösung der Barošhafenfrage halbwegs zugunsten Südslawiens streicht sie von der Tagesordnung.

Neben dem Hafen ragen Leitern, mindestens hundertsprossig, oben mit hölzerner Plattform, schräg über die Wasserfläche hinaus; für kühnste Schwimmer — ein Kopfsprung aus dieser Höhe! Aber Belehrung durch Eingeborene bringt das Gerät mit dem Fang des Thunfisches zusammen. Ich möchte, Falke, wohl einmal hören, wie der Thunfisch Musik macht. Wieso? *C'est le thon, qui fait la musique!*

Noch einmal, ach! zum letzten Mal werfen wir uns in die Wellen der Adria. Sie ist noch zornig von der Nacht, schleudert uns auf und ab, fegt mit salzigen Güssen über unsere Köpfe und zöge uns am liebsten zärtlich in die Märchenwelt ihrer Tiefe.

Dann steigen wir, abseits der weit längeren Serpentinenstraße einen alten Weg, wohl auch noch mehr abkürzende Ziegenpfade, zur Station hinan; unser Gepäck ist schon oben. Zwei Bukaresinnen überholen wir; verhärmte Weibsen, die auf der Höhe wohnen; zu jedem Schiff klettern sie zu Tal und schleppen dem Reisenden, dem ein Wagen zu sehr ins Geld läuft, die Koffer für dreißig, für zwanzig Kronen bergauf. Steigend und ausschreitend, rufen sie ein Miserere auf die schlechten Zeiten herab; der Fleck da drüben, wo der Italiener sitzt, scheint ihnen fälschlich ein Paradies; hier hüben kostet das Pfund Fett jetzt einundfünfzig Kronen.

Der Zug steht schon unter Dampf; die Mittagsglut brät auf den Wagendächern. Abends muß man in Agram sein und kann sich anderen Tags die Strudel und Wirbel der Save hinab-

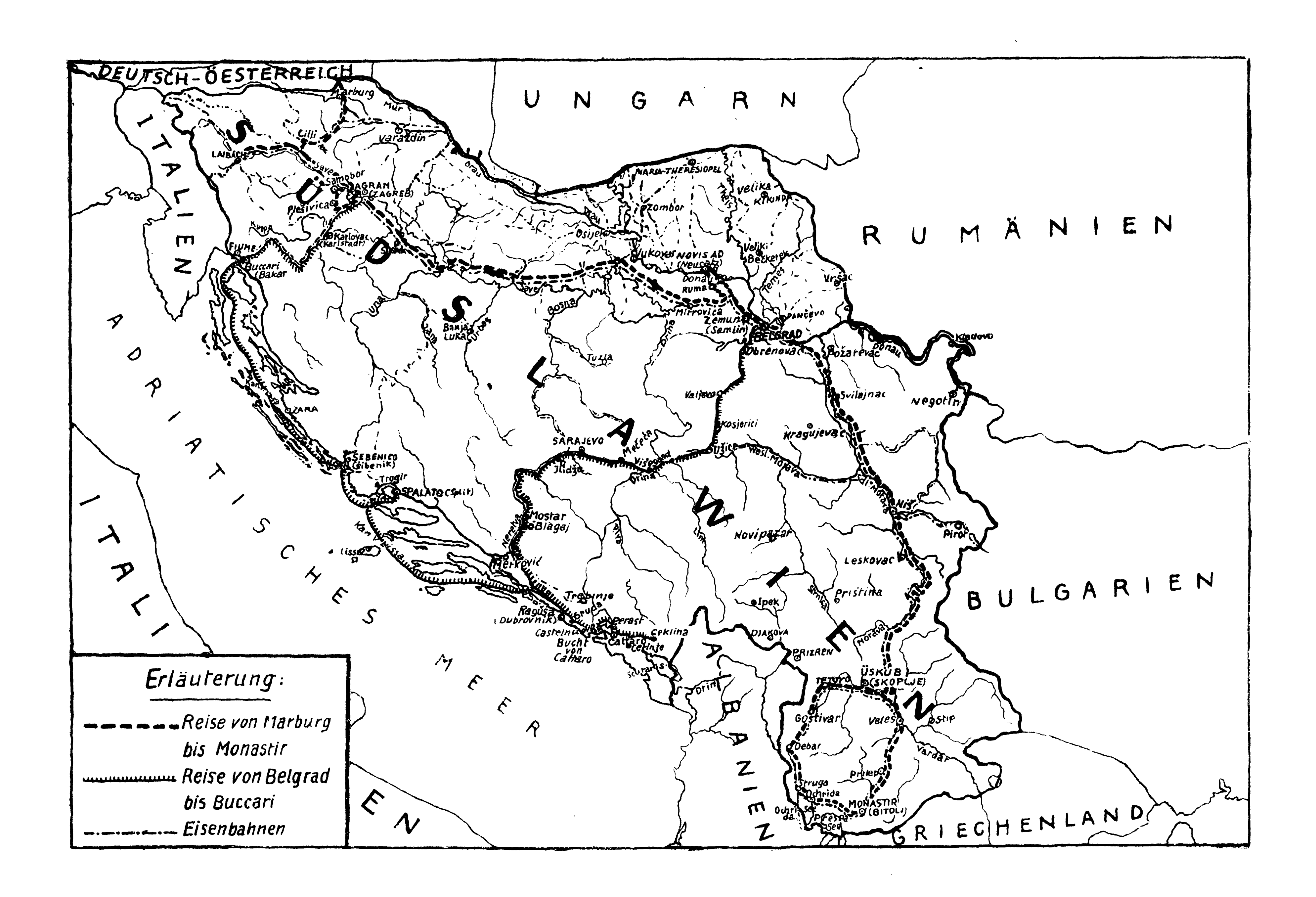


Buccari.

schießen lassen; danach wird man in Laibach Freundeshände drücken und eines warmen Septembernachmittags im Dorf Pusti Javor in eines Nußbaums Schatten vor hellrotem Landwein sitzen, irgendwo in dem leichtsinnig lieblichen Unterkrain, schweigend mit den Gefährten, und ganz stark fühlen, wie das Leben, ein von Sonnenlichtern beglitzerter Fluß, vorüberzieht.

Alles das weiß man, und darum grüßt man zum Abschied ohne Wehmut die Adria, die Buchten, die Inseln, das Karstgefels und wendet sich gläubig und getrost kommenden Wundern zu.





DEUTSCH-ÖSTERREICH
UNGARN
RUMÄNIEN
BULGARIEN
GRIECHENLAND
ITALIEN
ADRIATISCHES MEER
SÜDSLAWIEN
ALBANIEN
Marburg
Cilli
Laibach
Varazdin
Samobor
AGRAM (ZAGREB)
Plešivica
Karlovac (Karlstadt)
FIUME
Buccari (Bakar)
MARIA-THERESIOPEL
Zombor
Velika Kikinda
Osijek
Vukovar
NOVI SAD (Neusatz)
Ruma
Mitrovica
Zemun (Semlin)
BELGRAD
Pančevo
Vršac
Veliki Bečkerek
Obrenovac
Požarevac
Kladovo
Negotin
Svilajnac
Kragujevac
Valjevo
Kosjerići
Užice
SARAJEVO
Tuzla
Banja Luka
ZARA
SEBENICO (Šibenik)
Trogir
SPALATO (Split)
Mostar
Blagaj
Metković
Trebinje
Ragusa (Dubrovnik)
Castelnuovo
Bucht von Cattaro
Cattaro
Perast
Cetinje
Ceklina
Novipazar
Leskovac
Priština
Ipek
DJAKOVA
PRIZREN
Niš
Pirot
ÜSKÜB (SKOPLJE)
Tetovo
Gostivar
Veles
Štip
Debar
Prilep
Struga
Ochrida
MONASTIR (BITOLJ)
Save
Drau
Donau
Bosna
Drina
Morava
Vardar
Mur
Una
Erläuterung:
Reise von Marburg bis Monastir
Reise von Belgrad bis Buccari
Eisenbahnen






UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02265 3573

